
THE LIBRARY OF CONGRESS


THE LIBRARY OF CONGRESS



Dr. W. J. Mann.

Ein

Aufgang im Abendland.

Mittheilungen

aus der

Geschichte der früheren evangelischen Missionsversuche

unter den

Indianern Amerikas.

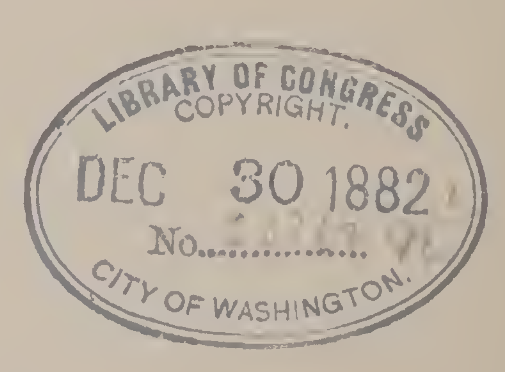
Von

W. J. Mann,

Pastor der Ev.-Luth. Zions-Kirche und Professor am Theol. Seminar zu Philadelphia, Pa.

Erstes Bändchen.

Mit Bildern.



Reading, Pa.:
Verlag der Pilger-Buchhandlung.
1883.


PRESS
GLOBE
PRINTING
HOUSE
PHILADELPHIA

Inhalts-Verzeichniß.

Seite.

Vorwort.

Wenn die Reisenden heutigen Tages durch die schönen Thäler der Neu-England Staaten oder über die Berge und Hügel östlich und westlich vom Hudson-Flusse oder durch die fruchtbare, so lieblich angebaute Weite von Albany nach Rochester und nach den weltberühmten Niagara-Fällen oder auch durch die Staaten New Jersey und Pennsylvanien vielleicht mit dem Dampfrosse auf den eisernen Schienen dahineilen, so wissen sie wohl, daß hier, wo jetzt überall die Zeichen christlicher Bildung und des mit ihr verbundenen Fortschritts in allen Gebieten des Lebens ihnen vor die Augen treten, vor einhundert und mehr Jahren die Indianer auf dem von den Vätern überkommenen Erblande hausten, der Jagd, dem Fischfang, dem Krieg und der Beute nachgingen und oft dem Ansiedler aus fremder Ferne zum Schrecken wurden. Dies wilde Geschlecht ist hier völlig verschwunden. Mit seinen barbarischen Zuständen verglichen, sind die Vortheile und Fortschritte der Gegenwart so auffallend, daß Niemand den Umschwung zu beklagen Ursache

finden wird. Man mag den verschwundenen Kindern der Wildniß eine mitleidsvolle Erinnerung widmen. Sie und ihre Zustände wird Niemand zurückwünschen.

Aber wenige unter den Tausenden von Reisenden, die durch diese Gegenden ziehen, sei es um des Erwerbes oder um der Erholung willen oder aus anderen Beweggründen, und verhältnißmäßig auch wenige derer, die jetzt in diesen weiten, reichgesegneten Gegenden feste Wohnsitze gefunden, Haus und Hof sich erbaut haben, wissen davon oder denken daran, daß an diesen Flüssen hin, durch diese felsigen Thäler, über diese steilen Höhen, durch die einst so unheimlich einsamen Urwälder vor einhundert, ja da und dort schon vor zweihundert Jahren Boten des Evangeliums von Ihm zogen, der auch der Heiden Heiland ist. Und doch ist es so. Um jene Indianer, denen doch auch unsterbliche Seelen gegeben waren, haben sich damals schon Christen bekümmert. Nahmen Viele ihnen gewinnsüchtig Hab und Gut, Land und Leute, so gab es auch Andere, die in die Wildniß drangen, um die Samenkörner besserer Erkenntniß, geheiligten Lebens, wahrer Bildung dorthin zu tragen und den Indianern zu zeigen gegenüber dem, was sie leider an vielen Christen sahen, was das Christenthum selbst sei, wolle und gebe.

Von einigen dieser Bemühungen früherer Zeiten, die Indianer zu Christen zu machen durch die Predigt von Christo und sie durch's Evangelium und den aus ihm wehenden Lebensgeist auf eine höhere Stufe aus der heidnischen Barbarei zu heben, redet unser Büchlein. Und es erzählt von Männern, die ihr Leben

nicht lieb hatten, sondern willig es unter viel Mühe, Sorge, Entbehrung und Schmerz aus Liebe für Ihn, der sein Leben für Viele zum Lösegeld gab, und aus Liebe zu seinen Erlöseten darbrachten.

Man redet gerne vom Heldenmuthe des Kriegsmannes, der dem Feinde und den Schwertern und den Bajonetten und dem Kugelregen trotzt und von Furcht nichts weiß. Aber der Muth der Friedensboten, die unter ein wildes, blutgieriges, rachsüchtiges, grausames Heidenvolk zogen, alle Bequemlichkeiten des civilisirten Lebens darangaben, allen Gefahren trotzten, alle Widerwärtigkeiten sich gefallen ließen, um Seelen aus der Nacht ans Licht, aus der Rohheit in wahre Bildung zu führen, ist in der That nicht weniger bewunderungswürdig. Dafür werden auch die Mittheilungen, die wir hier bringen, zeugen.

Andere sind vor uns dieses Weges gegangen und haben aus vielen und reichen Quellen geschöpft. Unter solchen Arbeiten ist kaum eine umfassender, gedrängter und reicher als die „Geschichte der christlichen Missionen unter den Indianern Nordamerikas im 17. u. 18. Jahrhundert. Nebst einer Beschreibung der Religion der Indianer. Für Freunde der Mission aus den Quellen erzählt von Gottfried Fritschel, Professor am theol. Seminar Wartburg, Iowa, N. A. (jetzt Dr. der Theologie und Professor am theolog. Seminar zu Mendota, Ill.) Nürnberg, Verlag von Gottfried Löhe. 1870. — Diesem Werke verdankt unser Büchlein manche Winke, obwohl es seinen eignen Weg geht und einen anderen Zweck im Auge behält.

Es ist ermunternd zu vernehmen, daß es auch in vergangenen Zeiten Seelen gab, die an dem unglücklichen, mehr und mehr verschwindenden Indianervolke einen herzlichen Antheil nahmen und daß ihre Arbeit unter demselben keineswegs ungesegnet geblieben ist. Darum muß das Andenken an diesen Dienst der Liebe und an die, die ihn willig leisteten, wieder und wieder erneuert werden.

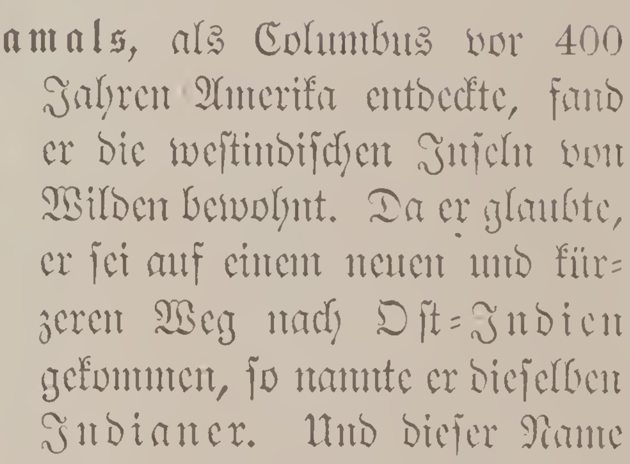
W. J. M.

Philadelphia, October 1882.



Einleitung.

Früheste Bekehrungsversuche unter den Indianern Nord-Amerikas.



amals, als Columbus vor 400 Jahren Amerika entdeckte, fand er die westindischen Inseln von Wilden bewohnt. Da er glaubte, er sei auf einem neuen und kürzeren Weg nach Ost-Indien gekommen, so nannte er dieselben Indianer. Und dieser Name ist den Ureinwohnern der Neuen Welt seither weithin im Norden und Süden geblieben.

Woher diese Indianer ursprünglich stammen, wie und auf welchen Wegen sie vor undenklichen Zeiten aus der Alten in die Neue Welt herübergekommen sind, ob durch verschlagene Schiffe, ob über Nordost-Asien, Kamtschatka und die Aleuten und die enge Behringsstraße zwischen Asien und Amerika, darüber weiß man nichts Sicheres und kann nur zweifelhafte Vermuthungen aufstellen. Gewiß ist, daß diese neuweltlichen Indianer, von den

Esquimaux an bis herunter zu den Patagoniern und Feuerländern keinen der Menschenracen in der Alten Welt und auch nicht den Inselbewohnern im Stillen Meere ganz gleich sind, sondern durch ziemlich hervortretende Merkmale der Farbe, des Gesichtsausdrucks, des ganzen Aeußeren sich von ihnen unterscheiden. Dabei aber sind sie auch unter sich so gar verschieden in ihrem Aeußeren und in ihrer Entwicklung, daß man sie alle durchaus nicht als Sprößlinge einer und derselben Race ansehen will. In Peru, Central-Amerika und Mexico fanden die europäischen Eroberer Völkerschaften, die in vielen Stücken, in der Baukunst, in der Bearbeitung edler Metalle, in der Einrichtung des religiösen und bürgerlichen Lebens, im Ackerbau unverkennbare Zeichen von Bildungsfortschritt an sich trugen, so verwirrt auch ihre Ansichten über göttliche Dinge waren. Dagegen die Indianer, von denen wir auch jetzt ein paar Hunderttausend im Gebiet der Vereinigten Staaten beherbergen, waren, so lang Europäer sie kennen, immer ein wahrhaft wildes, von Jagd und Fischfang hauptsächlich sich nährendes, kriegerisches, grausames und rohes Volk.

Die Spanier, welche Mexico und Peru den Ureinwohnern mit Waffengewalt entrissen, versuchten dieselben mit Gewaltmitteln auch zum römischen Katholicismus zu bringen. Dies ist ihnen zum Theil durch ihre unterdrückende tyrannische Grausamkeit gelungen. Rechte Christen, die in der wahren, evangelischen Erkenntniß der Gnade Gottes in Christo stehen, haben sie nicht aus ihnen gemacht, sondern ihnen eine Art von Christenthum beigebracht, die sich kaum der äußeren Form nach, dem Geist nach aber gar nicht vom Heidenthum unterscheidet.

Um die Indianer im jetzigen großen Gebiet unserer Vereinigten Staaten haben sich seit ein paar hundert Jahren evangelische Christen in geistlicher Hinsicht je und je bekümmert. Es ist viel-

leicht nicht allen unsern Lesern bekannt, daß der große König Gustav Adolph von Schweden und sein geistbegabter Kanzler Oxenstierna mit dem Plane umgingen, auch eine Colonie in der Neuen Welt zu begründen, ein Gedanke der erst Jahrzehnte nach des Königs Tod theilweise zur Ausführung kam, so daß an den Ufern des Delaware in der That ein Neu-Schweden entstand, das sich freilich gegen die Uebermacht Englands und bei der in Schweden herrschend gewordenen Gleichgiltigkeit gegen das Unternehmen nicht zu halten vermochte. Als im Jahre 1637 zwei Schiffe mit Schweden und Finländern den Delaware hinauf segelten, nahmen sie durch einen Kaufact mit den Indianern vom Uferland rechts und links Besitz, bis hinauf nach Trenton. So wird berichtet. Aber allzuviel Gewicht kann bei dem uncivilisirten Zustand der Indianer auf solche Kaufacte nicht gelegt werden. Errichtet wurde um jene Zeit Fort Christina, zu Ehren der ihrem Vater sehr ungleichen Tochter Gustav Adolphs, jetzt Wilmington. Auch auf der Insel Tinicum, etliche Meilen südlich von Philadelphia, wurde eine Ansiedlung begonnen. Dort residirte viele Jahre lang der schwedische luther. Pastor Lars Lock. Dies geschah durch Printz, Gouverneur der Colonien, die


Gustav Adolph.

nach und nach an den Ufern des Stromes entstanden und denen Schiffe aus Schweden Bevölkerung zuführten. Damals schon wurde die Bekehrung der Indianer in's Auge gefaßt. Pastor Joh. Campanius, der mit Printz in's Land gekommen war, übersetzte im Eifer für die Bekehrung der Indianer Luthers Kleinen Catechismus in deren Sprache, ging aber 1648 wieder nach Schweden zurück. Diese Uebersetzung wurde auf Kosten des Königs Karl XI. mit römischen Lettern gedruckt, aber die Exemplare kamen erst 1696 mit schwedischen Missionaren an den Delaware und waren kaum mehr viel zu gebrauchen. Denn Sprachen der Wilden, die nicht grammatisch und litterarisch fixirt sind, machen in kurzer Zeit starke Umwandlungen durch. Es sind von dieser indianischen Uebersetzung des Kleinen Catechismus Luthers noch einige Exemplare vorhanden, gelten aber für eine sehr kostbare Seltenheit. Da die Pastoren, die zum Dienst in den schwedischen Colonien vom Mutterland bis nah der Mitte des vorigen Jahrhunderts hierhergesendet wurden (der letzte kam 1770), in diesen Colonien Arbeit genug fanden, so waren sie kaum im Stande, der Bekehrung der Indianer viele Zeit und Kraft zu widmen. Der Auswanderungstrieb nahm auch im Lauf des vorigen Jahrhunderts unter den Schweden gar sehr ab und ist erst in unserer Zeit unter den Skandinaviern überhaupt wieder kräftig erwachsen, so daß sie jetzt zu Zehntausenden kommen und der Neuen Welt tüchtige Kräfte zuführen.

Als William Penn im Jahre 1680 sich mit einer Bittschrift an Karl II. von England wandte, um statt Bezahlung einer Schuld der Regierung an ihn ein Landgebiet in Amerika in Besitz zu bekommen, so gab er dabei als dritten Beweggrund dazu an, „daß die Ehre Gottes durch die Civilisirung der Indianer und durch die Bekehrung der Heiden mit Anwendung von gerechten

und milden Maßregeln sollte befördert werden.“ Nachdem die Bitte gewährt und Wm. Penn Eigenthumsherr von Pennsylvanien — der König schuf den Namen — geworden war und zugleich Regent der Provinz unter großbritannischer Oberhoheit, so machte



William Penn.

er im ersten Verfassungsentwurf ausdrücklich zum Gesetz: „Da die Indianer von den Colonisten oft und auf allerlei Weise seien übernommen worden, so sollen die von ihnen zum Verkauf gebrachten Thierfelle nur auf öffentlichem Markte und ehrlich ge-

prüft und nach Befund zum wirklichen Werth verkauft werden und die Indianer dürfen dabei weder mißbraucht noch gereizt werden. Wer irgend einen Indianer mit Wort oder That beleidige oder ihn beeinträchtige, der solle gerade so bestraft werden, als habe er sich gegen einen eingewanderten Colonisten vergangen; und sollte sich Jemand als von einem Indianer in seinen Rechten verletzt ansehen, so soll er sich mit seiner Klage an den Gouverneur der Provinz oder an dessen Stellvertreter oder an eine andere untergeordnete obrigkeitliche Person wenden, der mit dem Häuptling des Stammes, zu dem der verklagte Indianer gehört, Alles versuchen soll, um Genugthuung zu erlangen. Schwierigkeiten zwischen Colonisten und Indianern sollten durch zwölf Männer, sechs Colonisten und sechs Indianer beigelegt werden, so daß sie, so viel an ihnen läge, friedlich bei einander wohnen könnten." Um diese Grundsätze gehörig zu würdigen, muß man bedenken, daß in jenen Zeiten die Entdecker von Ländern und Inseln gewohnt waren, die Ureinwohner zu behandeln einfach wie wilde Thiere, die man so behandelt, wie man eben gerade für vortheilhaft ansieht. Penn ging seiner Zeit weit voraus, als er den Indianer auch als Bruder und Glied der großen Menschenfamilie wollte behandelt sehen.

Bekannt ist der Vertrag, den Penn mit den Indianern bei seinem ersten Besuch in Pennsylvanien im Jahre 1682 nahe bei dem damaligen, erst beginnenden Philadelphia schloß. Penn ging den Indianern ohne irgend ein Zeichen besonderer höherer Würde entgegen. Er wollte Vertrauen zeigen, um Vertrauen zu wecken. Die Indianer beobachteten ihres Theiles die bei ihnen unter solchen Umständen gewöhnlichen Formalitäten. Dann redete er sie durch einen Dolmetscher an und sagte, der Große Geist, der sie und ihn geschaffen habe, und der Himmel und Erde regiere

und die innersten Gedanken der Menschen kenne, wisse, daß er und seine Freunde herzlich wünschen, mit den Indianern in Freundschaft und Frieden zu leben und ihnen auch nach bestem Vermögen Gutes zu erweisen. Es sei seine und seiner Freunde Sitte durchaus nicht, von Waffem gegen ihre Mitbrüder Gebrauch zu machen und darum erschienen sie auch jetzt waffenlos. Ihr Zweck sei durchaus nicht, irgend ein Unrecht zu thun oder zu beleidigen. Dadurch würden sie nur den Großen Geist gegen sich aufreizen. Vielmehr sei ihre Absicht Gutes zu thun. Auf dem Weg des Vertrauens und guten Willens seien sie hierher zu den Indianern gekommen und sie sollten und wollten offenherzig, brüderlich und freundlich mit einander verfahren. — Nun entfaltete Penn das Pergament, auf welchem die Stipulationen des Vertrags verzeichnet waren und erklärte sie den Indianern. Diese sollten in ihren Rechten wohl beschützt bleiben und ihre Freiheiten, die ihnen zur Ernährung ihrer Familien nothwendig seien, dürften ihnen nicht verkürzt werden. Sie sollen überhaupt angesehen werden als ein Fleisch und Blut mit den Christen. Noch wurden die Indianer mit reichen Geschenken erfreut. Willig und vertrauensvoll nahmen sie den Vertrag an. Nicht ohne Sarkasmus hat Voltaire von diesem politischen Vertrag gesagt, daß er der einzige gewesen sei, der nie beschworen, aber von den Contrahenten auch nie gebrochen worden sei. Man weiß, daß Penn, obwohl ihn die königliche Acte zum Besitzer des Territoriums von Pennsylvanien machte, doch das Land von den Indianern erst stückweise förmlich ankaufte. Er hielt sich in seinem ganzen Benehmen mit den Indianern streng daran, daß er ihr Vertrauen durch Freundlichkeit gewinne und sie durch stets gerechtes und brüderliches Verhalten willig machen wollte. Er hoffte sie auf diesem Wege civilisiren und der Erkenntniß der geistlichen Wahrheit näher

bringen zu können. Das Missioniren im eigentlichen Sinne des Wortes war wohl seine Sache nicht. Als Quäker hatte er ohnehin einen gewissen Glauben an das natürliche „innere Licht“ in jedem Menschenherzen, das nur geweckt zu werden brauche. Und hierin befand er sich gewiß in einem großen Irrthum. Denn die natürliche Finsterniß ist in jedem Herzen so groß, daß wir eben darum geborene Feinde des Lichtes sind, bis die Gnade Gottes unter der Verkündigung des Evangeliums von Christo und durch sie die Finsterniß durchbricht. Von Natur sind wir „Fleisch vom Fleisch,“ nicht Geist, nicht geistlich, nicht göttlich. Penn hat sich auch bei seinen zwei Besuchen in Pennsylvanien eine viel zu kurze Zeit dort aufgehalten und war dabei mit Geschäften viel zu sehr überladen, als daß er ernstlich und erfolgreich an der Bekehrung der Indianer hätte arbeiten können. Gewiß aber ist, daß er ihnen in seinem ganzen Verhalten den Segen christlicher Erkenntniß und Bildung darstellte, und daß er in ihrer Achtung sehr hoch stand und sie sein Andenken lange in Ehren und Liebe hielten. Den schlechten Einfluß, den viele sogenannte Christen durch ihr Benehmen und Beispiel auf diese heidnischen Indianer äußern und dadurch das Christenthum selbst verächtlich machen, hat schon Penn tief zu beklagen reichliche Ursache gefunden.

Katholische Missionare nahmen in den Zeiten Penn's einen Anlauf zur Bekehrung der nordamerikanischen Indianer. Sie zogen nach Canada und von da nach dem Westen. Einer unter ihnen, der dem Franciscaner-Orden angehörte, begleitete den kühnen Abenteurer La Salle auf seiner gewagten Expedition 1679 nach dem Westen und Südwesten. Er kam über die Seen in den St. Josephs-Fluß, dann in den Illinois und an den Mississippi und zog an demselben hinauf bis an den St. Francis-Fluß im jetzigen Minnesota. Durch die Green-Bay kam er wieder an den

Michigan-See und endlich zurück nach Quebec. Wie viel er als Missionar unter den Indianern wirkte, müssen wir dahin gestellt sein lassen. Jedenfalls hat er nach seiner Rückkehr nach Europa durch seine Publicationen, in welchen er sich aber auch mit fremden Federn schmückte, namentlich mit denen La Salle's, der bis Louisiana, ja bis Mexico vordrang, dann durch das Colorado-Gebiet zurückkehrte, aber von zweien seiner Begleiter ermordet wurde, der Geographie Nord-Amerika's Dienste geleistet, obwohl seinen Angaben nicht immer zu trauen ist.

Ein höchst trauriges Gedächtniß hinterließ ein Missionsunternehmen, welches schon im Jahrhundert der Reformation von edeln reformirten Franzosen ausging, auf die Bekehrung der Indianer in Süd-Amerika abzielte, aber völlig fruchtlos blieb und ein höchst klägliches Ende nahm. Der Maltheserritter Vic. D. de Villegaignon, Schiffscommandant in der französischen Flotte, kam durch Berichte von Reisenden auf den Gedanken, sich durch ein Colonieunternehmen im jetzigen Brasilien die verscherzte Gunst Königs Heinrichs II. wieder zu erwerben. Schlau stellte er dem edeln Admiral Coligny, der sein Leben später im Blutbad der Bartholomäusnacht verlor, die Sache so dar, daß dadurch eine Zufluchtsstätte in der Neuen Welt für die damals in Frankreich grausam verfolgten Reformirten sich gestalten würde. Admiral Coligny gewann den König für den Plan als einen staatsmännischen und dem Villegaignon wurden ein Paar große Schiffe zur Verfügung gestellt und durch Versprechung, daß in der anzulegenden Colonie Alles nach dem Evangelium und der Genfer Kirchen-Ordnung sollte gehalten werden, fanden sich genug Glieder der reformirten Kirche, denen Villegaignon freilich auch genug andere Genossen beigesellte. Am 15. Juli 1555 verließ er mit seinen Schiffen Frankreich und gelangte im November in die Bay des

jetzigen Rio de Janeiro, mußte aber, da ihn die Portugiesen und die Indianer vom Festland abhielten, bei einer Insel anlegen und hier sollte die Ansiedelung beginnen. Durch Briefe an Coligny und Calvin suchte er noch mehr Reformirte dorthin zu ziehen, besonders fromme Leute und Prediger, die einen guten Einfluß äußern und den Heiden das Evangelium predigen könnten. Hierüber dankte man Gott in Frankreich und in Genf und am 6. Nov. 1556 verließen drei Schiffe mit fast 300 Seelen Frankreich und kamen im März des folgenden Jahres auf der Colonie an, mit ihnen zwei Prediger. Aber je länger je mehr entfaltete sich Villegaignon nicht nur als ein römischer, die Reformirten gründlich hassender Zelot, sondern auch als ein roher und grausamer Tyrann. Mehr und mehr beschränkte er die Reformirten in ihren Gottesdiensten, erklärte Calvin für einen Ketzer, suchte die gottesdienstlichen Gebräuche der römischen Kirche einzuführen, bekümmerte sich um seine zuvorgegebenen Versprechungen gar nicht, mißhandelte die ihm Widersprechenden, brachte Einzelne unter den elendesten Vorwänden um, während eine Anzahl Anderer endlich nach den furchtbarsten Leiden wieder nach Frankreich zurückgelangten. Die Colonie löste sich schon im Jahre 1558 wieder völlig auf. Villegaignon kehrte selbst nach Frankreich zurück. Der elende Schurke starb 1571 am Brand der Eingeweide. Für die Mission unter den Indianern war nun nichts erzielt. Das war der erste Versuch von Seiten der protestantischen Kirche, unter den Heiden zu missioniren.

Noch ein anderer, der reformirten Kirche und zwar ebenfalls wenigstens indirect ihrem französischen Theil zugehöriger Plan zur Christianisirung der Indianer mag hier erwähnt werden, um so mehr, da derselbe sehr wenig bekannt ist. Auch dieser Plan führte durchaus zu keinem Ziele. Er ging aus von den sogenann=

ten Labadisten in den Niederlanden und richtete sich nach dem Gebiet der jetzigen Vereinigten Staaten und speciell nach der Gegend des Hudson-Flusses. Aus demselben Kreise war schon um 1680 ein Missionsversuch in Surinam, einem Theil des niederländischen Guiana in Süd-Amerika hervorgegangen. Derselbe war aber gänzlich verfehlt. Gegen die dort einbrechenden Krankheiten und die Mord- und Raublust der Buschneger, der verlaufenen und gänzlich verwilderten afrikanischen Sklaven, waren die Colonisten und ihr Pastor Hesenaer durchaus schutzlos und unfähig sich zu halten. Die eingeborenen Indianer schienen für die Botschaft von Christo um so unempfänglicher, da ihre Sprache außerordentlich schwer zu erlernen, obendrein sehr arm war und der Mittheilung christlicher Begriffe und Wahrheiten unüberwindliche Hindernisse in den Weg stellte. Hesenaer starb 1687; den der Mission befreundeten Gouverneur Sommelsdyk brachten 1688 seine eigenen Soldaten um, die Colonisten, die noch lebten, waren froh umkehren zu können nach Europa und die ganze Unternehmung verlief in's Eitle. Allerdings waren die Labadisten vielleicht am wenigsten dazu angethan, Indianer-Mission mit Erfolg treiben zu können.

Jean de Labadie, geb. Febr. 13, 1610, aus aristokratischer Familie zu Berg in Guyenne, ein heißblütiger Südfranzose, schwächlicher Gesundheit, klein von Gestalt, aber begabt, lebhaften Geistes und eigenwillig, kam im siebenten Jahre in die Jesuitenschule zu Bordeaux, wurde religiös ergriffen, widmete sich dem Dienst der Kirche, studirte fleißig die Bibel, auch Augustinus und Bernhard und wollte die Kirche nach dem Muster der ersten Christengemeinde umgestalten. Bald trat seine große Predigtgabe hervor, das verweltlichte, vornehme, pompöse Wesen der damals vom Jesuitenorden beeinflußten Kirche wurde ihm zuwider und

dem Triebe der Verinnerlichung der Frömmigkeit folgend schloß er sich an die aufkommenden Jansenisten an, die auf den ursprünglich reformirten, nachher als Katholik an der hohen Schule zu Löwen wirkenden Professor Cornelius Jansen aus Holland zurückzuführen sind. Sie hielten fest an starrer Prädestinationslehre, studirten die heilige Schrift fleißig, hielten über sie untereinander Besprechungen und waren mystische Ascetiker und um dieser ganzen Richtung willen den Jesuiten als ihrem Gegensatz verhaßt. Labadie war Priester geworden, versuchte nun aber in seiner Gemeinde zu Amiens seine Anschauungen von Kirche und geistlichem Leben durchzuführen, sammelte seine Heerde in eine besondere, geschlossene Brüderschaft und wollte das heilige Abendmahl so nur mit erweckten Seelen und zwar unter beiderlei Gestalt feiern; auch las er mit ihnen zweimal in der Woche die Bibel. Natürlich konnte der Jesuitismus ein solches „Kirchlein in der Kirche" nicht dulden. Labadie wurde sofort das Predigen für eine Zeit untersagt und er 1646 in den Süden Frankreichs versetzt. Auch hier wirkte er in demselben Sinne, die Verfolgung blieb nicht aus und so trat er, so lieb ihm noch Manches in der römischen Kirche war, 1650 nach langer Ueberlegung zu Montauban zur reformirten Kirche über. Hier wirkte er Anfangs in der Stille, besuchte die Kranken, meditirte und betete viel; bald aber wurde er zum Prediger berufen und zum Lehrer an der Universität und drang nun mit großem Eifer auf strenge Zucht und reines Leben. Im Jahre 1657 trieben ihn seine Feinde auch von hier fort; er hielt sich eine Zeit lang in dem dem reformirten Prinzen von Nassau Oranien gehörigen Orange auf, verließ 1659 aber die von Ludwig XIV. bedrohte Stadt, sollte an die französische reformirte Gemeinde in London treten, wurde aber in Genf als Prediger bis 1666 festgehalten, was dort eine

große Bewegung zu Gunsten einer Besserung der Sitten und des Lebens zur Folge hatte, als ob der Geist des Calvin wieder wach geworden wäre. Auch hier führte Labadie neben dem öffentlichen Gottesdienst häusliche Erbauungsstunden ein, nebenher wirkte er schriftstellerisch. Durch seine Schriften vom Gebet und vom wahren Christenthum wurde er besonders auch in den frommen Kreisen in den Niederlanden bekannt und einflußreiche Leute wie die Theologen Voet und Lodenstein wußten seine Berufung an die französische reformirte Gemeinde in Middelburg in der Provinz Seeland durchzusetzen. Ungern, aber mit höchst ehrenvollem Zeugniß entließ man ihn in Genf. Auf der Reise in die Niederlande war er begleitet von warmen Anhängern seiner Person und seiner religiösen Anschauungen. In Genf hatte ihn auch Phil. Jac. Spener öfters predigen hören, einmal besucht und nachwirkende Eindrücke von dem ungewöhnlichen Manne empfangen, dessen einseitiges und schwärmerisches Wesen sich erst in dem neuen Wirkungsfeld in den Niederlanden recht entfaltete. Zunächst wirkte er in der Gemeinde zu Middelburg sehr kräftig in den Jahren 1666—1669. Aber er war nicht dazu angethan, sich so leicht in bestehende kirchliche Ordnungen zu fügen. Ließ man ihm nun auch um der Eigenthümlichkeit seines Wesens, um des unleugbaren Ernstes seiner Gesinnung, um seiner besondern Gaben willen Manches hingehen, so gab er doch in der niederländischen Kirche mancherlei Anstoß, predigte chiliastische Ansichten, trieb einen schroffen Ascetismus, griff die Autorität der Synode an, machte sich von den kirchlich vorgeschriebenen liturgischen Formularen los, hielt nur freie Gebete, führte besondere Erbauungsstunden für seinen engeren Kreis ein, der Riß wurde tiefer und weiter und zuletzt trat er aus der Synode aus und endlich aus der reformirten Kirche, trotzte der kirchlichen und welt-

lichen Obrigkeit, mußte mit Gewalt aus seiner Kirche getrieben werden und gründete nun mit seinen besondern Freunden und Anhängern eine völlig separatistische Gemeinde, die das rechte Christenthum darstellen sollte. Er nannte sie die „Evangelische Kirche.“ Als Störer des öffentlichen Friedens zogen sie nun von Middelburg weg nach dem benachbarten Venre als die unabhängige französische Gemeinde, veranlaßten als gewerbfleißige Leute ein vorübergehendes Aufblühen dieses Städtchens, erregten aber auch hier bald große Entzweiung und so ging dann Labadie um des Friedens willen im Jahre 1669 freiwillig mit den Seinigen nach Amsterdam. Dorthin zog auch die bekannte, gelehrte und schwärmerische Anna von Schürmann, von nun an die treueste Anhängerin Labadies. Von dort aus wurden Sendboten durch die Niederlande gesandt, um im separatistischen Sinn unter den Frommen zu wirken. Der Zulauf zu der Gemeinde in Amsterdam war anfangs sehr stark. Mit den Quäkern, so sehr diese es suchten, die damals um der Verfolgung in England willen zahlreich in Holland waren, kam es zu keinem Verständniß; ebensowenig mit der schwärmerischen Bourignon und mit Gichtel. Indessen hatte die eigentliche Labadisten-Gemeinde in den Niederlanden doch nicht mehr als etwa einhundert regelmäßige Glieder, wurde auch in Amsterdam zum öffentlichen Anstoß, 1670 verbot der Magistrat dem Labadie jedes Halten von öffentlichen Erbauungsstunden, schnitt ihm damit die Wirksamkeit in's Größere zum Wachsthum der Gemeinde ab und die Gemeinde wanderte abermals aus und zwar auf Einladung der Prinzessin Elisabeth von der Pfalz, Äbtissin des Stiftes Herford, und zog dorthin nach Westphalen, in jene lutherische Stadt und Gegend. Ansehen hatte die hier einwandernde neue Gesellschaft vornweg durch manche vornehme und reiche Elemente.

Der Rath und die Stadt fanden aber bald Ursache zu klagen, daß Alles in der Stadt vertheuert werde; gegen das schwärmerische, unkirchliche Wesen hatten die Geistlichen Anlaß zu Felde zu ziehen; Verläumdungen liefen nebenher; ausbrechende Feindseligkeit gegen die Labadisten wurden durch churfürstliches Militär unterdrückt; die Schwärmerei der Gemeinde wurde intensiver. Es kam unter der Predigt Labadies unter den Seinen zu einer von Jauchzen, Hüpfen, Küssen, Tanzen begleiteten Erweckung; man führte jetzt völlige Gütergemeinschaft ein. Dabei aber blieb doch nicht Alles in der rein geistlichen Region. War früher zum Theil eine gewisse, scharfascetische Abneigung gegen die Ehe hervorgetreten, so vermählten sich auf einmal Labadie und seine Freunde Yvon und Dulignon mit den drei reichsten Fräulein der Gemeinde, wobei freilich auch über den Ehestand seltsame Ansichten zu Tag gefördert wurden. Ruhe sollte die schwärmerische Gesellschaft auch in Herford nicht haben, namentlich der Rath der Stadt wünschte dieselbe los zu werden. Sie zog auch im Jahre 1672 nach dem etliche Meilen nördlich von Herford gelegenen Gut Sondern, von dort aber schon im Juni desselben Jahres freiwillig nach Altona, wo sie eine sichere Heimath erwartete und vorübergehend aufblühte, trotz der Feindschaft der Geistlichkeit und dem Mißtrauen des Volkes, da man in ihren Gliedern Quäker sah. Hier starb Labadie am 13. Februar 1674, „eines frommen und ruhigen Todes, das Lob Gottes im Herzen und auf den Lippen.“ Unter der Leitung Yvons nahm die Gemeinde ihren Fortgang, zog aber in Furcht vor dem zwischen Dänemark und Schweden ausgebrochenem Kriege nach einem ihnen von drei reichen Anhängerinnen angebotenen Schloß bei Wiewert in West-Friesland, gründeten hier eine förmliche Colonie und trieben Fabriken und Gewerbe. Obwohl es an Gegnern auch hier

nicht fehlte, so gewann die Gemeinde doch sehr an Zulauf von verschiedenen Seiten und gewann in den Jahren 1680—1690 ihre höchste Blüthe. Wer aufgenommen werden wollte, wurde auf seinen Glauben wenig examinirt, wenn er nur unbedingte Unterwürfigkeit und Gehorsam gelobte. Alles war gemeinsam, dabei strenge Zucht und Ordnung. Der Gottesdienst wurde in Französisch und in Niederdeutsch gehalten. Die Sacramente wurden mehr und mehr beseitigt. Vom Jahre 1703 wird berichtet, daß das heilige Abendmahl „schon lange nicht mehr" sei gehalten worden, wie das immer bei separatischen Genossenschaften der Gang zu sein pflegt.

In diese Gemeinde nun kam um 1680 auf einmal ein Trieb, in die Ferne, nach außen zu wirken und so legte sie Hand an das Missionswerk. Wie unglücklich sie dabei mit der Unterwerfung in Surinam war, haben wir schon gesehen. In der Hauptsache, in der Erzielung des Missionszweckes ging es nicht besser in dem Versuch der Mission unter den Indianern am Hudson-Flusse. Man weiß, daß die Holländer während des siebenzehnten Jahrhunderts die erste europäische Handelsmacht geworden waren und mit ihrer Flotte die Meere fegten und auch den Engländern zur See trotzten. Zu den vielen Colonien, die sie in den verschiedensten Theilen der Erde, in neuentdeckten Ländern und Inseln angelegt hatten, gehörte auch Neu-Amsterdam, das jetzige New York, mit ihren Nebenstädten die drittgrößte Stadt der Erde und die große Metropole des Handels der Neuen Welt. Der Florentiner Verazzani und der Franzose Cabot hatten mit ihren Schiffen die Küsten von Staaten Island und von Long Island schon zuvor befahren, aber als eigentlicher Entdecker des Hudson-Flusses, der herrlichen Bay, in welcher Raum für alle Flotten der Erde ist, und der Insel Manhattan, auf welcher New York



From Bernard's History of the U. S.

Neu-Amsterdam (das heutige New York).

Philada., Cowperthwait & Co.

gegründet wurde, gilt Hendrick Hudson, der am 11. September 1609 in den Fluß einfuhr. In Folge seiner Berichte an die „Holländisch-Ostindische Handels-Companie," wurde 1613 eine Factorie von dem Agenten der Gesellschaft auf Manhattan angelegt und in dem ersten 1617 mit den Indianern geschlossenen Vertrag kommt der Name „Neu-Niederlande" zum ersten Mal vor; die Colonie auf Manhattan — man suchte Einwanderer zu gewinnen — wurde Neu-Amsterdam genannt und zählte 1625 etwa 250 Seelen. Schon 1621 wurde der sog. „Westindischen Companie" nicht nur das Handelsprivilegium, sondern auch die Jurisdiction über die Colonie und ein großes ihr zustehendes Territorium gegeben und sie ernannte sofort General-Directoren oder, wie sie nachher hießen, Gouverneure für dieselben. Der dritte von diesen, Peter Minnuit, ein Deutscher aus Wesel am Rhein, in's Amt berufen 1625, kaufte die ganze, 22,000 Acre Landes umfassende Manhattan-Insel von den Indianern für sechzig Gulden. Zum Conflict mit den Indianern kam es schon 1631; zum blutigen Krieg, bei welchem die Indianer, wie gewöhnlich, zuletzt weichen mußten, kam es 1642—1645, die Colonisirung wurde dadurch aber sehr gehindert. Gouverneur Peter Stuyvesant, der seit 1647 im Amte stand, vermied Reibungen mit den Indianern, trat in Verträge ein mit den von Neu-England her vordringenden Engländern, überließ ihnen auch die Hälfte von Long Island, drang aber selbst durch New Jersey (Nova Caesarea) vor bis an den Delaware und nahm 1655 sogar das von den Schweden gegründete Fort Christina (jetzt Wilmington) in Besitz. Aber im Jahre 1664 mußten die Holländer der Flotte weichen, welche im Dienst des Herzogs von York, Bruder Karl II. und nachher Jacob II., welchem Karl das Gebiet rechts und links vom Hudson geschenksweise übermacht

hatte, Neu-Amsterdam wegnahm. Die ganze Colonie erhielt sofort den Namen New York.

In jene Gegend um den Hudson wendete sich nun nach dem Fehlschlagen der Missionsversuche in Surinam die Theilnahme der Labadisten-Gemeinde zu Wiewert. Die aufblühenden dortigen Colonien erschienen einladend. Der Auswanderungstrieb begann gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts an verschiedenen Orten zu erwachen. Viele Quäker zogen aus England dorthin. Die Frankfurter Land-Companie hatte bedeutende Landankäufe in Pennsylvanien gemacht. Nicht ferne von Philadelphia war 1683 Germantown als deutsche Colonie gegründet worden. Allerlei schwärmerische Elemente fanden sich von der Neuen Welt angezogen und hofften dort Wünsche realisiren zu können, die in Europa für immer unerreichbar waren. Wir mögen uns denken, daß auch die Gemeinde zu Wiewert von diesem Zug der Zeit nicht unberührt blieb. Sofort kauften Peter Schlüter und Dankers, hervorragende Glieder der Gemeinde, von einem Böhmen Hermanns — so sagt Max Göbel, dem wir die Nachrichten über die Geschichte Labadies und seines Anhangs hauptsächlich verdanken — ein großes Stück Land am Hudson und gründeten dort, nachdem der junge Ephraim Hermanns selber in die Gemeinde war aufgenommen worden, eine Plantage, Neu-Böhmen genannt. Schlüter stand an der Spitze der Colonie. Berührungen mit der reformirten Kirche scheinen stattgefunden, aber alsobald zu völliger Trennung geführt zu haben. Der ganze Sinn scheint sich, wenn auch die Formen der Separatisten-Gemeinde beibehalten wurden, gär sehr ernüchtert zu haben. Man wandte sich offenbar mit Hingebung den realistischen Fragen einer gesicherten äußeren Existenz zu. „Sklaven und Sklavinnen wurden gekauft und strenger gehalten als in Surinam, ja es wurde selbst

Sklavenhandel getrieben." Viel Land wurde bebaut, der Handel mit dem Mutterlande blühte. Es scheint, daß die Colonie äußerlichen Wohlstand erzielte. Aber der eigentliche Missionsgeist war verschwunden. Man bekehrte weder die Indianer noch auch die Negersklaven, mit welchen man doch täglichen Umgang hatte. Schlüter, der an der Spitze der Colonie stand, lebte noch um 1703. Ueber die nachherigen Schicksale der Colonie sind bis jetzt keine Nachrichten zu Tage gefördert worden. — In Wiewert selbst wurde schon 1692 die Gütergemeinschaft abgethan und Jeder angewiesen, künftig für sich selber zu sorgen. Die Mehrzahl der Glieder verließ Wiewert und jedem Einzelnen wurden drei Viertheile das von ihm Eingebrachten zurückerstattet. Wo diese Labadisten hinkamen, scheinen sie ziemlich still gelebt zu haben. Ja, sie schlossen sich da und dort wieder an bestehende Kirchengemeinden an. Schon 1703 waren in Wiewert nur noch 30 Glieder. Völlig löste die Gemeinde sich auf im Jahre 1732. Es ist dafür gesorgt, daß die menschliche Natur sich bei unfruchtbarem Mysticismus, einseitigem Separatismus und erkünsteltem Socialismus in die Länge nicht befriedigt weiß.



Neu-England.—John Eliot.

Höchst beachtenswerthe und mit manchem Segen gekrönte Missionsversuche wurden unter den Indianern in Neu-England um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts gemacht. Dieselben sind an verschiedene Namen geknüpft. Unter ihnen ragt aber weit hervor John Eliot, der verdient in frischem Andenken bewahrt zu werden und dessen Beispiel noch heute Allen, die für die Ausbreitung des Reiches Gottes ein Herz haben, zur Ermunterung dienen kann, den Gleichgiltigen aber zur Beschämung. Mit der Geschichte seines Lebens ist die jener Missionsversuche in Massachusetts und benachbarten Colonien auf's engste verbunden.

Jene Zeit, die Jahre der Revolution in England und der Republik unter dem Protectorat Oliver Cromwell's, war nicht nur politisch, sondern auch religiös gewaltig erregt. Seit den ruhmreichen Tagen der Königin Elisabeth (1558—1603) stand die mit dem Staat verbundene bischöfliche Kirche da als die in England allein berechtigte, aber auch als die um ihrer Anmaßung willen vielfach von Andersdenkenden gehaßte. Die Grausamkeit, mit der selbst Elisabeth diese bischöfliche Kirche zur allein in England geltenden Form des Christenthums machen wollte, verhinderte nicht, daß schon in ihrer Zeit die Indipendenten, die sich nachher zur Kirche der Puritaner

oder Congregationalisten gestalteten, an Zahl und Einfluß gewannen. Allerdings sind ihrer Viele, um der Verfolgung auszuweichen, vom Heimathland nach dem Continent gezogen, und von dort aus segelte das Schiff Mayflower von Delfthaven in Holland und landete mit 101 Seelen am 22. Dec. 1620 in Massachusetts, wo jetzt 31 Meilen südöstlich von Boston die Stadt Plymouth steht. Das war die Ankunft der "Pilgrim Fathers" und der Beginn der Colonisation Neu-Englands. Die inneren Verhältnisse des Mutterlandes wurden immer schwieriger. Im Gefühl des herannahenden Sturmes zogen Tausende es vor, in der Neuen Welt Sicherheit des Lebens und Besitzes und Freiheit der religiösen Ueberzeugung zu suchen. Unter diesen Umständen blühten die Colonien Neu-Englands rasch und kräftig empor. Und dies um so mehr, da sie gegenüber dem mechanischen, äußerlichen Wesen, wie es damals in der Staatskirche Englands herrschte, von den besten, religiös ergriffenen, sittlich strengen Elementen getragen wurden. Das Christenthum der Puritaner war eckig und spitzig, engherzig und rigoristisch bis zum Fanatismus, aber es war ein mächtiger sittlicher Ernst der Gesinnung und des Willens darin. In unserer Zeit werden die Leute nie müde, von ihren Rechten zu reden. Die Puritaner dachten aber ganz besonders auch an ihre Pflichten. Das war die Stärke der Sache. In England aber schlugen die Wogen der Revolution an den Thron und stürzten ihn und die bischöfliche Staatskirche vorübergehend und für eine Weile führten Presbyterianismus, Independentismus und Quäkerthum nacheinander den Reigen, bis der republikanische Taumel verflogen, England ernüchtert, das Königthum als das kleinere von zwei möglichen Uebeln restaurirt war und im Jahre 1660 Karl II. den Thron bestieg. Bereits während dieser Stürme wurde das Friedenswerk der Mission

an den Indianern Neu-Englands begonnen. Ja, es ist nicht zu vergessen, daß die nach Amerika mit dem Schiff Mayflower und einem andern kleineren Fahrzeug, das aber zurückgesendet werden mußte während der Seefahrt, segelnden Puritaner schon mit Missionsgedanken auszogen, denn es galt „dem Reiche Christi den Weg zu bahnen bis an die äußersten Enden der Erde, sollten sie selbst auch nur die Steine sein, über welche Andere weiterschreiten würden,“ wie einer der Genossen sich ausdrückt. Daß Missionsgedanken keineswegs bloß nebenher mitliefen, mag auch daraus ersichtlich werden, daß das erste Amtssiegel der Colonie von Massachusetts-Bay, welche 1628 dort die Stadt Salem gründete, einen Indianer mit zur Erde gesenktem Pfeil und Bogen darstellte mit den Worten: „Kommt herüber und helft uns!“ (Apost. Gesch. 16, 9). Auch der königliche Freibrief, der die Colonisirung in „Nord-Virginien“ (die geograph. Bestimmungen und Ausdrücke jener Zeit sind sehr schwankend und oft vielumfassend) gestattete, sagt, daß „die königliche Pflicht es fordere, ein Unternehmen zu fördern, welches zu der Bekehrung der in Verkommenheit dahin lebenden Wilden und zu ihrer Civilisation ausschlagen möchte.“ Im Freibrief der Colonie von Massachusetts-Bay heißt es: „Der Hauptzweck der Colonie nach unserer königlichen Ansicht und nach dem ausgesprochenen Bekenntniß der Colonisten ist der, daß die Landeseingeborenen zu dem Erkenntniß des allein wahren Gottes und Heilandes, zum christlichen Glauben und zum Gehorsam gegen Gott möchten geleitet und dafür gewonnen werden.“ Ein Committee der Massachusetts-Companie sagt in einem Schreiben an John Endecott, den wir einen Typus des ächten Puritanismus nennen mögen und der als erster Gouverneur von Salem- oder Massachusetts-Colonie seit Juni 1628 galt: „Die Verbreitung des Evangeliums lag uns vor Allem am

Herzen in der Gründung dieser Colonie und wir haben Vorkehrung getroffen, daß sie mit guten Pastoren hinreichend versorgt werde.“ In den ursprünglichen Gesetzen von Massachusetts heißt es mit Beziehung auf die Indianer: „Da es ein Zweck bei der Gründung dieser Colonie war, die Indianer zur Erkenntniß der wahren Religion zu bringen und da manche derselben der englischen Obrigkeit unterworfen sind und sich willig zeigen, den Willen Gottes kennen zu lernen, so sei hiermit verordnet, daß solche nöthige und nützliche Gesetze, die in Geltung stehen und von Zeit zu Zeit erlassen werden mögen, um die Indianer zu civilisiren, ihnen, so weit es geschehen kann, einmal im Jahre von tauglichen, vom Gericht zu erwählenden Personen sollen zur Kenntniß gebracht werden.“ Schon im Jahre nach der Ankunft der „Pilgrim-Väter“ schrieb der Aelteste Robert Cushman nach England, daß viele, besonders unter den jüngeren der Indianer, für Unterricht empfänglich seien und daß junge Männer in England, die Etwas für die Ausbreitung des Evangeliums thun wollen unter diesen elenden Heiden, kommen und Geld, Zeit und Kraft an die Sache wenden sollen. Konnte auch die Colonie als solche unter den Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hatte, Mission unter den Indianern nicht treiben, so bemühten sich doch Einzelne in der Sache und nicht ohne Erfolg. Im Jahre 1636 erließ aber die damals noch selbstständige Plymouth-Colonie Gesetze, die sich auf die Verkündigung des Evangeliums unter den Indianern bezogen. Aehnliches that zehn Jahre später die Colonie Massachusetts.

Man berechnet, daß in Neu-England, östlich mit dem St. Croix-Fluß beginnend, sich um das Jahr 1675 etwa 50,000 Indianer befunden haben. Aber durch Krankheit, Berührung mit der europäischen Civilisation und andere Umstände nahm die in-

dianische Bevölkerung im Laufe der Zeit gar schnell ab und jetzt sind kaum noch Spuren dieser Urbevölkerung in jenem weiten Gebiet vorhanden.

Es ist leicht begreiflich, daß die puritanischen Colonisten an den Indianern ein warmes Interesse nahmen. Es wäre unnatürlich gewesen, hätten sie es nicht gethan. Hier stießen sie als Colonisten mit diesen barbarischen Ureinwohnern zusammen. So wild und rauh diese waren, Menschen waren sie doch. Ihr eigenthümliches, fremdartiges Aussehen und ihre ganze Lebensweise reizte die Neugierde. Man hatte sie zu Nachbarn und man eignete sich das Land an, das die Indianer seit undenklichen Zeiten als ihren Besitz uneingeschränkt beherrscht hatten. Man hatte an ihnen entweder gute oder böse und gefährliche Nachbarn. Sie waren Heiden. Sollten christliche Gemeinden diese Heiden in der Finsterniß lassen, ohne schwere Schuld auf sich zu laden? Dazu kam, daß die Meinung damals sehr verbreitet war, daß diese Indianer von den zehn verlorenen Stämmen Israels herkommen und durch diese Meinung, die durch allerlei Dinge, selbst durch die große Abneigung der Indianer gegen das Schwein, getragen war, wurde das Interesse an diesen Söhnen der Neuen Welt nur noch gesteigert. Und diese Meinung theilte auch der Mann, der im 17. Jahrhundert als ein rechter Apostel unter diesem verwilderten Zweig der großen Menschheitsfamilie dastand in Neu-England, dabei ein ächter Puritaner, John Eliot, geb. zu Nasing, Essex Co., England, im Jahre 1604; gest. im Alter von 86 Jahren im Anfang des Jahres 1690 zu Roxbury, Massachusetts, in Mitten der Gemeinde von Congregationalisten, der er sechzig Jahre vorgestanden hatte.

Man kann wohl sagen, daß mit der Lebensgeschichte Eliot's die der Indianer-Missionen in Neu-England im siebenzehnten

Jahrhundert so enge verbunden ist, daß man sie kaum von einander zu trennen vermag.

Von den ersten Jugendjahren Eliot's weiß man nur so viel, daß er es später mit Dank gegen Gott erkannte, daß er Eltern hatte, die ihm das Beispiel lauterer Frömmigkeit vor Augen stellten und ihn zu gottseligem Leben anleiteten. Seine höhere Ausbildung empfing er auf der Universität Cambridge und hier zeichnete er sich aus durch eine Vorliebe für das Studium der Sprachen. Man möchte jedem Missionar in fernen Landen einen Antheil an der „Gabe der Sprachen" gönnen. Namentlich das Griechische und Hebräische zogen Eliot an und für die letztere Sprache hatte er, schon weil das Alte Testament in ihr geschrieben war und unser Herr Christus sich derselben bedient habe, eine solche Vorliebe, daß er in späteren Jahren angehende Theologen zu ihrem Studium besonders ermunterte. Ja, er meinte, dieselbe sollte zur rechten Weltsprache gemacht werden, weil man in ihr Alles und Alles auf's einfachste sagen könne.

Als eine besonders gnädige Führung Gottes sah er es an, daß er als Gehilfe in der Schule eines Pastor Thomas Hooker in Little Braddow in Essex County mit diesem Manne näher vertraut wurde. Durch ihn wurde er selber zu religiösem Leben erweckt und sah in dessen Familie ein schönes Beispiel des Segens christlicher Gesinnung. Und dort entstand auch bei ihm die Neigung zum heiligen Amte. Die kirchlichen Verhältnisse, wie sie damals in England waren, vor Allem der Druck, der von der Obrigkeit zu Gunsten der bischöflichen Staatskirche ausgeübt wurde, brachten ihn auf den Gedanken, nach der Neuen Welt zu ziehen.

Im November 1631 gelangte er nach Boston und da der Pastor der dortigen Gemeinde, Wilson, nach Europa gereist war, so wurde er aufgefordert, dieselbe in der Zwischenzeit zu be-

dienen. Gerne hätte sie ihn behalten. Aber er hatte schon in England einer Anzahl von Freunden versprochen, sobald sie nach Amerika auswanderten, wolle er ihr Seelsorger werden. Schon ein Jahr nach ihm kamen sie an, ließen sich in Roxbury, etliche Meilen südwestlich von Boston, nieder und er hielt ihnen sein Versprechen. Er war damals achtundzwanzig Jahre alt und blieb Pastor jener Gemeinde nahezu an sechzig Jahre. Aber auch ihm hielt Jemand ein gegebenes Versprechen, eine junge Dame, die sich ihm in England verlobt hatte und ihm schon nach einem Jahre nach Amerika folgte. Sie blieb ihm eine treue, werthe Lebensgenossin. Cotton Mather sagt, sie habe Anna geheißen.

Eliot war einer von den Männern, die, welchen Lebensberuf sie auch ergreifen mögen, sich durch ihre markirte Individualität, die ganze Eigenthümlichkeit ihres Wesens bemerkbar machen. Mehr Gutes, als er in dem Beruf eines Predigers des Evangeliums that, hätte er freilich wohl in keinem anderen bewirken können. Derselbe entsprach völlig wie seiner ganzen Gemüthsrichtung, so seinem Talent. Und er nahm es nicht leicht damit. Namentlich verwendete er große Sorgfalt auf die Vorbereitung seiner Predigten, verlangte dasselbe von anderen Pastoren und hielt auch in diesem Punkt bei Gelegenheit mit seinem Urtheil nicht zurück. Aechte religiöse Wärme und Weihe, der Gehalt an christlicher Wahrheit, war die erste Anforderung, die er stellte. Namentlich legte er es jungen Candidaten und Pastoren an's Herz, daß sie doch Christum in ihren Predigten groß machen und verherrlichen sollen. Er selbst that dies in seiner Weise, schlug aber mit dem Hammer des Gesetzes in seiner eigenen Gemeinde scharf drein gegen alles Fleischliche, Weltliche, Sündliche, das er an ihren Gliedern zu entdecken glaubte, wie denn überhaupt dem ganzen Puritanismus jener Zeit eine gesetzliche Härte und Strenge an-

klebte. Die nahezu sechzig Jahre seines Amtes in seiner Gemeinde zeugen aber laut genug für die Achtung und Liebe, die er unter ihren Gliedern genoß. Trat er auch, wie der excentrische Theologe Cotton Mather, der nahe an 24 Jahre sein Zeitgenosse war, von ihm sagte, oft als ein rechter Boanerges, ein Donnersohn (Marc. 3,17) auf, so war die selbstlose Redlichkeit seiner Absicht über allen Zweifel erhaben und das ist eine Macht in der Hand eines Zeugen der Wahrheit. Namentlich auch um die Jugend und um deren christliche Belehrung und Erziehung hat er sich treulich bemüht. Es war das damals, wo es weder religionslose Staatsschulen noch die für den Zweck des Religionsunterrichts durchaus nicht hinreichenden Sonntagsschulen unserer Zeit gab, eine Sache, welche ganz directe dem Pastor anging und worin sich mit ihm die Eltern theilten. Auch wirkte er, wo er nur konnte, und besonders auch in Synodalversammlungen, auf die Gründung von Schulen hin. Namentlich auch in Roxbury, wo er so lange thätig war, benutzte er seinen ganzen Einfluß für die Gründung von Schulen, in welchen auch unbemittelte Kinder Unterricht genießen konnten und daraus soll von dem sonst unbedeutenden Orte eine verhältnißmäßig überraschend große Zahl von Leuten, die nachher in Colleges höhere Ausbildung anstrebten und im öffentlichen Leben sich bemerkbar machten, hervorgegangen sein. Namentlich gab er sich Mühe, junge Leute, die er für tauglich hielt, für das Predigtamt zu gewinnen. Ueberhaupt ging er in dem Hauptzweck seines Lebens, in seinem geistlichen Amte so ganz auf, daß er sich um seine eigenen persönlichen Angelegenheiten wenig bekümmerte. Dazu kam noch eine gewisse angeborene Gutmüthigkeit, die ihn bisweilen zu Schritten verleitete, die seine Gattin als Hausmutter in Verlegenheit bringen konnten. So hatte er einmal vom Schatzmeister der Gemeinde seine Besoldung em-

pfangen und dieser, der seinen Mann kannte, hatte das Geld mit großer Sorgfalt in ein Handtuch recht fest eingeknüpft. Auf seinem Heimweg wollte Eliot davon einer bedürftigen Familie Etwas mittheilen. Da er aber die Knöpfe nicht geschwind entwirren konnte und kein Alexanderschwert hatte, den gordischen Knoten zu lösen, so ließ er der Familie Alles mit den Worten: „Da, liebe Leute, habt Ihr Alles; es scheint, der Herr will, daß Ihr's habet.“

Auch seine Amtsbrüder mußten die Eigenart des Mannes fühlen. Sie konnte ihnen zur Ermunterung und geistlichen Stärkung dienen. Traf er, auch außer amtlichem Zusammenkommen, mehrere derselben bei einander, so konnte er wohl sagen: „Der Herr merkt gewiß darauf, was seine Diener thun, wenn sie bei einander sind. Lasset uns beten, ehe wir uns trennen!“ Einmal kam er zu einer Versammlung etlicher Prediger, die eine Streitsache untersuchen sollten. Dazu lagen nun allerlei Papiere, Briefe, Documente auf dem Tisch. Er nahm den ganzen Pack und warf ihn geradezu in's Feuer mit den Worten: „Wundert euch nicht, ich hab's auf meinen Knieen ausgemacht, ehe ich hierherkam.“ Daß ein solcher Mann bei seiner Ungenirtheit Manchem je und je Anstoß gab, läßt sich denken. Aber gerade denen, die bisweilen tüchtig über ihn loszogen und von deren Bitterkeit er hörte, begegnete er mit besonderer Freundlichkeit und that ihnen bei Gelegenheit Gutes. Er war der eigenthümliche Mann auch vor seinem Gott. Auch in seinem Beten ging er gerade aus, wie es ihm um's Herz war und hielt nicht zurück. Es geschah, daß ein geachteter, gottesfürchtiger Mann aus Charlestown bei Boston in die Hände der Seeräuber gefallen und unter die Gewalt eines Türkenfürsten gekommen war, der festsetzte, daß, so lange er lebe, keiner seiner Gefangenen loskommen solle. Die Theilnahme an dem Loos des

Mannes, der Foster hieß, und an seiner Familie, war eine allgemeine und es stiegen für ihn und die Seinen viele Gebete empor zu Gott, obwohl die Meisten den Gefangenen für verloren ansahen. Bald darauf bediente sich Eliot bei einer öffentlichen Gelegenheit in seinem Gebet der Worte: „Vater im Himmel, hilf doch deinem Diener Foster zur Freiheit, und wenn der Fürst, der ihn hält, ihn nicht freigeben will, so lange er selber lebt, o Gott, dann bring den grausamen Fürsten um! Bring ihn um und verherrliche Dich über ihn!" Was geschah? Höchst unerwartet kam Foster nach einiger Zeit zurück. Der Fürst war eines plötzlichen Todes gestorben.

Die Erfahrungen Englands mit seinen Königen, die Zeit, in welcher Eliot mit seiner besten Manneskraft wirkte — es war der Sturz des Königthums und die republikanische Constituirung Englands unter Cromwell —, Anschauungen, die er sich nach dem Alten Testamente gestaltete, und ein eingeborener Unabhängigkeitstrieb machten Eliot zum entschiedenen Republikaner und er schrieb ein Büchlein in diesem Sinne gerade in der Zeit des Cromwell'schen Protectorats, welches er aber nach der Restauration des Königthums im Jahre 1660 widerrufen mußte.

Eliot hatte eine Tochter und fünf Söhne. Von diesen galt der älteste, John, als ein ausgezeichneter Prediger und war der erste Pastor an der neuen Gemeinde zu Newton. Er hatte aber auch durch den Unterricht seines Vaters eine bedeutende Kenntniß des Indianischen erlangt und predigte den Indianern in seiner Nachbarschaft gewöhnlich alle zwei Wochen zu Pequimet (Stoughton) und bisweilen zu Natick, ein Ort, von dem wir bald mehr hören werden. Er starb aber in den besten Jahren. Auch der zweite Sohn Joseph ergriff das Predigtamt und stand als Pastor an der Gemeinde zu Guilford, Connecticut. Der dritte

Sohn, Samuel, starb, während er Theologie studirte. Der vierte, Aaron, starb sehr jung. Der letzte, Benjamin, wurde Assistent seines Vaters an der Gemeinde zu Roxbury, ging demselben aber auch voran in die Ewigkeit. Wie nahe der Tod dieser Söhne dem Vater ging, läßt sich denken. Aber er wußte sich unter Gottes Willen zu beugen. Es scheint, daß er bei aller christlichen Milde doch nichts weniger als weichlich war in der Erziehung seiner Kinder. Sie mußten lernen gehorchen und die Eltern ehren. Ueberhaupt hatte er ein scharfes und waches Auge für die christliche Erziehung auch in weiteren Kreisen. Und namentlich legte er Gewicht auf die Kindertaufe. Ein gewisser Norcott hatte eine Schrift wider dieselbe publicirt und sie in Boston und der Umgegend verbreitet. Eliot trat mit einem Pamphlet dagegen auf, in welchem er sagte: „Das Buch redet die Sprache eines Lammes und der Verfasser mag in seiner Art ein gottesfürchtiger Mann sein, aber er ist im Irrthum und führt doch die Sache eines „brüllenden Löwen,“ der auf schlaue Weise die armen Lämmer der Heerde Christi verschlingen will.“ Er sagt, er „müsse reden für die, die noch nicht für sich selbst reden können.“ Den Unterricht der Jugend seiner Gemeinde in der heil. Schrift und nach dem Katechismus der Congregationalisten sah Eliot als eine Hauptaufgabe seines Amtes an der Gemeinde an. Und das trug viel dazu bei, daß sein Andenken bei ihr auf lange Zeiten hinaus im Segen geblieben ist.

Es war nicht ohne Interesse, den Mann etwas genauer kennen zu lernen, der uns nun auch als Missionar unter den Indianern entgegentritt. Allerdings machten gerade zu jener Zeit die verschiedenartigsten Leute, römische Katholiken, schwedische Lutheraner, Quäker aus England, schottische Presbyterianer und Andere Versuche an verschiedenen Orten zur Bekehrung der In-

dianer. Aber dem Congregationalisten Eliot gebührt doch sammt einigen seiner Glaubensgenossen und Mitarbeiter besondere Anerkennung.

Die Indianer Neu-Englands, um welche es sich hier handelt, gehören den Algonquins an, einem über den nördlichen Theil der Felsgebirge, durch die Mitte der jetzigen Ver. Staaten südlich vom St. Lorenz-Strom bis an das Atlantische Meer verbreiteten Zweig der großen indianischen Völkerfamilie. Sie waren Heiden, sie vergötterten Kräfte der Schöpfung, ahnten hinter den Dingen und Erscheinungen der Natur wohl eine höhere wirkende und waltende Kraft, wurden sich aber darüber in keiner Weise klar, freuten sich wohl je und je des Segens, den etwa die Sonne ihnen brachte, fürchteten sich aber noch vielmehr vor der Macht oder den Kräften, wohl auch den bösen Geistern, die sich ihnen in erschreckenden und verderblichen Erscheinungen des Naturlebens kund gaben. Daß sie einen Glauben an den großen Geist, als an einen Gott und Herrn der Welt gehabt hätten, das ist ihnen mehr angedichtet, als es wahr ist. Ihre Religion war Aberglaube der vielfachsten und kläglichsten Art, wobei die angeblichen Zauberkünste oder Powows der sog. Medicinmänner eine bedeutende Rolle spielten. Nicht einmal von einer rechten Ordnung des Götzendienstes kann bei ihnen die Rede sein. Den Geistern, denen sie sich angenehm machen wollten, brachten sie wohl Gaben dar. Früher kamen selbst Menschenopfer bei ihnen vor und dabei wurde auch Menschenfleisch gegessen. Alles trug an sich den Stempel barbarischen Zustandes. Dieß beurkundet auch die satanische Grausamkeit, mit der sie Feinde mit wahrer Lust zu Tode quälten. Freilich stehen daneben auch wieder einzelne Züge von Gutmüthigkeit. Aber ihr ganzes Wesen und Treiben, ihre häuslichen Sitten, ihre Abneigung gegen Ackerbau und feste Wohnsitze,



Ein sogenannter Medicinmann unter den Indianern.

die durchaus sklavische Stellung des Weibes, ihr faules Wanderleben bei Jagd und Fischfang, ihre Kriegslust und ihre furchtbare Rachsucht, ihr Mangel an fester gesellschaftlicher Organisation, ihre Unreinlichkeit, Alles deutet auf den barbarischen Zustand hin und klar ist, daß ihre religiösen Begriffe nicht den geringsten veredelnden, sittlich bildenden Einfluß auf sie ausübten. Wahrlich sie waren Wilde und sie zahm zu machen war keine geringe Aufgabe. Aber Eliot machte sich an dieselbe.

Wenigstens zwanzig verschiedene Absenker der Algonquins wohnten im Gebiet der Colonien Neu-Englands. Waren sie auch in Vielem, in Religion und Sitten und Sprache einander ähnlich, so wollten sie doch nicht in einander aufgehen und bewahrten ihre Besonderheit wie erweiterte Geschlechter oder Familien. Die Massachusetts, die an der Bay dieses Namens wohnten und dem Staat zu seinem Namen halfen, waren es, mit welchen Eliot zunächst in Berührung kam und deren Sprache er studirte. Westlich von ihnen lagen die Nipmucks. Die Pawtuckets wohnten im Südosten des jetzigen Neu-Hampshire und in angrenzenden Theilen von Massachusetts; die Narragansetts mit den schwächeren Niantics im jetzigen Rhode-Island; zwischen ihnen und dem Pequot-Fluß (Thames) die Pequots, die den Colonisten als ein sehr trotziges Element entgegentraten, aber gedemüthigt wurden; neben ihnen bis in's Gebiet von Connecticut die durch J. F. Cooper romanhaft berühmt gewordenen Mohikans.

Es gehörte Eliots feiner Sinn für Eigenthümlichkeiten fremder Sprachen und sein ausdauernder Eifer dazu, um die Indianersprache zu erlernen. Denn unsere modernen europäischen Sprachen bieten dazu auch gar keinen Anhaltspunkt und von Aehnlichkeit oder Verwandtschaft ist da keine Spur. Sie haben ohnehin die uns sehr fremdartige Eigenthümlichkeit, daß sie im höchsten Grade ag-

glutinativ sind, das heißt, sie leimen oder binden verschiedene Sprachtheile, die bei uns separirte Wörter bilden, in ein einziges Wort zusammen und so kommen gar oft Wörter vor von fünfzehn und mehr Silben. Eliot hatte noch mit der besonderen Schwierigkeit zu kämpfen, daß Niemand vor ihm die Indianersprache, mit welcher er zu thun hatte, studirte, und er also erst die Grammatik, die Regeln derselben, ausfinden mußte. Er wurde mit einem Indianer bekannt, der mit Colonisten gelebt hatte und Englisch verstand. Diesen nahm er in seine Familie, fragte ihn aus über die Wörter und ihre Verbindungen zu Sätzen, übte sich im Reden und verfaßte nun selbst eine Grammatik der Indianersprache. Wie er mit den Indianern sofort zu Werke ging, das hat er in einem Büchlein, das 1641 unter dem Titel "The Day breaking, if not the Sun-rising, of the Gospel with the Indians in New England" in London erschien, gemeldet. Dieses Büchlein liegt vor uns in einem getreuen Wiederabdrucke. (Sabin's Reprints, Quarto Series, No. IX.)

Am 28. October des Jahres 1646 machte er den ersten Versuch zur Mission. Nicht fern von Roxbury liegt ein Hügel links von der Straße nach Worcester, Nonantum, wo Indianer damals wohnten. Dorthin begab Eliot sich an jenem Tage mit drei Freunden. Die Indianer wußten um den Besuch, etliche ihrer angesehenen Männer begrüßten die Ankömmlinge und ein großes Wigwam war hergerichtet worden und eine ziemliche Anzahl Indianer waren da versammelt. Zuerst betete Eliot und zwar in Englisch, da er zu beten in der Indianersprache noch nicht wagte und kein Wort riskiren wollte, das den Ernst des Augenblicks hätte beeinträchtigen können. Die Indianer saßen stille; neben dem Ausdruck der Wildheit lag der der Neugierde und des Ernstes auf ihren Gesichtern. Nun redete Eliot zu ihnen in ihrer Sprache

und sagte ihnen die Zehn Gebote mit kurzer Erklärung, dann redete er vom Zorn Gottes über die Sünde und von der Erlösung in Christo und einigen anderen wichtigen Punkten; bei einer späteren Zusammenkunft aber über die Worte: Weissage, du Menschenkind, und sprich zum Wind: So spricht der Herr, Herr: Wind, kommme herzu aus den vier Winden und blase diese Getödteten an, daß sie wieder lebendig werden! (Ezech. 37, 9.) Gewiß hatte Eliot diese Worte mit gutem Bedacht gewählt. Sie knüpfen an eine den Indianern so wohlbekannte Naturerscheinung an und waren geeignet, ihre Aufmerksamkeit zu wecken. Zudem kam, daß der Mann, in dessen Wigwam die Versammlung gehalten wurde, Waban, (Eliot schreibt Waubon,) das ist Wind, hieß, und er wurde von der Wahrheit ergriffen und wurde ein Christ. Eliot soll schon bei dieser Gelegenheit über eine Stunde zu den Indianern geredet haben. Das beweist, daß er die Sprache derselben bemeisterte und daß er ihnen Vieles zu sagen hatte. Er suchte ihnen mit Recht zuerst die Erkenntniß der Gebote Gottes beizubringen und sie dadurch zur Erkenntniß ihrer Sündhaftigkeit und ihres verlorenen Zustandes vor dem heiligen, um seine Ehre eifrigen und die Sünde hassenden Gott zu bringen. Dann aber erzählte er ihnen auch von Christus, von seiner Liebe, von seinem Versöhnungstod; er redete auch von Gott und von der Schöpfung der Welt und vom Sündenfall. Nach der Rede bezeugten sie, daß sie die Worte Eliots wohl verstanden haben. Nun durften sie Fragen stellen und thaten es in ihrer Weise: Was macht den Wind wehen? Woher kommt Ebbe und Fluth? Woher kommt der Donner? Tiefer ging schon die Frage: Wie mögen wir zu Christus kommen? Einzelnes ließ er ihnen durch seinen Dolmetscher sagen. Aber was er selber redete, fesselte die Aufmerksamkeit viel mehr.

Ein Indianer fragte, ob die Engländer auch einmal von Christus so wenig gewußt haben als die Indianer. Ein anderer fragte, ob denn Gott ein Kind auch als böse ansehe, wenn des Kindes Vater böse sei. Der Gedanke, daß nur Ein Gott sei, machte diesen Heiden viel zu schaffen. Einer sagte, sie haben freilich jetzt ganz seltsame, unerhörte Dinge vernommen; wie es aber möglich sei, daß Gott an allen Orten derselbe große Gott sei? Eliot sagte, dieselbe Sonne scheine ja auch in dieses Wigwam und in alle anderen, seien sie noch so weit entfernt. Namentlich versuchte er auch, sie auf die Stimmen ihres eigenen Gewissens zu führen, das auch in ihnen allen zeuge, wenn sie Böses thun.—Die Unterredung hatte gleich beim ersten Besuch drei Stunden gedauert und schien den Indianern nicht zu lange zu sein. Beim Abschied bat der Häuptling noch Eliot, er möge doch für sie bei der Obrigkeit ein gutes Wort einlegen, daß sie den Hügel, auf welchem sie sich befinden, bleibend besitzen und sich fest ansiedeln dürften.

Schon bei seinem zweiten Besuche widmete Eliot seine besondere Aufmerksamkeit der Jugend. Er hatte sie schon durch kleine Geschenke freundlich gestimmt. Er wußte, daß alle Missionsarbeit verloren sei, wenn nicht bei der Jugend durch Unterricht ein guter Grund christlicher Erkenntniß gelegt werde. Daß er sich dabei auf's Nöthigste und Einfachste zu beschränken habe, wußte er auch und darum enthielt der ganze Katechismus für die kleinen Indianer nur drei Fragen und Antworten: Wer schuf die Welt? Antw.: Gott. Wer glaubst du kann dich retten und von Sünde und Hölle erlösen? A.: Jesus Christus. Wie viele sind der Gebote Gottes? A.: Zehn. Gewiß ein sehr kurzes Summarium des für die Heilsaneignung Nöthigsten. Man kann aber dabei selig werden. Die Eltern wurden angewiesen, diesen Katechismus fleißig mit den Kleinen zu treiben. Ihnen selbst wurde mit der Predigt etwas

stärkere Speise geboten. Ein alter Mann fragte nach der Predigt, ob es für ihn nicht zu spät sei, Buße zu thun. Eliot tröstete ihn mit dem Gleichniß von den Arbeitern im Weinberg, von denen etliche noch in der elften Stunde des Tages waren berufen worden. Fragen wurden aufgeworfen, wie es doch komme, daß die Englischen eine so ganz andere Erkenntniß von Gott und vom Heil haben als die Indianer, wenn doch nur Einer der Vater Aller sei; was denn Gott eigentlich für einen Dienst fordere; wie es komme, daß das Meerwasser salzig, das andere süß sei; warum das Meer nicht das Land überfluthe; ob Gott und der Sohn Gottes auch Indianisch verstehen. Die letztere Frage bejahte Eliot auch dadurch, daß er in dieser Sprache mit Gebet schloß. Es muß ihm sehr ermunternd gewesen sein zu finden, daß Zeichen eines Eindruckes auf manche Indianerherzen nicht ausblieben. So erfuhr er, daß jener obengenannte W a b a n andern Indianern beizubringen suchte, was er selbst aufgefaßt hatte. Dasselbe hörte er von einem andern alten Indianer, der mit seinem Zeugniß tiefen Eindruck auf ein paar junge Leute machte, die bisher roh gelebt hatten. Schon beim vierten Besuch in Nonantum boten die Indianer ihre Kinder Eliot zu frommem Unterricht und zur Erziehung an. Freilich gab es auch solche, welche die neue Lehre mit Verdacht oder Verachtung von sich wiesen und derer spotteten, die sie annahmen. Der Feind streut überall Unkraut zwischen den guten Samen. Um so mehr mahnt das zur Wachsamkeit. Und daran ließ es Eliot nicht fehlen.

Jener Wunsch der Indianer, daß sie in Nonantum sollten festen Wohnsitz behalten, wurde dadurch erfüllt, daß die Obrigkeit der Colonie jenen Landstrich von etlichen Eigenthümern zurückerwarb, da die Indianer ihn zuvor schon an dieselben verkauft hatten. Sofort suchten sie sich selbst in die Sitte und Ordnung eng-

lischer Gemeinden einzuleben. Heidnische Gebräuche wurden abbestellt, englische eingeführt. Gesetze, welche die Indianer unter sich selbst annahmen, sollten die veränderte Lebensbetrachtung und sittliche Grundanschauung zum Ausdruck bringen. So sollte fortan fünf Shilling Strafe bezahlen, wer eine Woche oder gar zwei ohne Arbeit zubringe; welcher Mann sein Weib schlägt, dem sollten die Hände auf den Rücken gebunden und er soll von den obrigkeitlichen Personen tüchtig gezüchtigt werden; jeder junge unverheirathete Mann, der nicht bei Leuten im Dienst ist, soll sich sein eigenes Wigwam errichten und ein Stück Land bebauen, nicht aber bei Anderen Gastrecht gebrauchen; welche Frau ihr Haar nicht ordentlich aufbindet oder es nach Mannes Art abschneidet oder hängen läßt, hat fünf Shillinge Strafe zu tragen; ebenso die Männer, wenn sie lange Haare tragen. Als kurze Zeit nach dem Beginn des Missionswerkes zu Nonantum von dort aus auch an anderen Orten, namentlich in der Gegend von Concord, das Werk der Christianisirung der Indianer anfing, so kam es auch dort zu einer gewissen gesetzlichen Lebensordnung. Ein von dem Pastor der Congregationalisten-Gemeinde zu Cambridge bei Boston, Thomas Shepard, im Jahre 1648 geschriebenes und dem englischen Parlament — es war die Zeit Cromwell's — gewidmetes Büchlein "The clear sun-shine of the Gospel breaking forth upon the Indians of New England; or the Historical Narrative of God's wonderful Working, upon sundry of the Indians etc." theilt uns ebenfalls Ordnungen mit, welche die Indianer jener Gegend unter dem Einfluß christlicher Belehrung und Predigt unter sich trafen. Wer sich mit Rum oder anderen starken Getränken berausche, hat für jeden einzelnen Fall zwanzig Shillinge Strafe zu tragen; das Powowing (Hexerei, Bezauberung) hat ein Ende; wer es treibt, oder mit sich

treiben läßt, zahlt zwanzig Shillinge; es soll Allen angelegen sein, kräftig ermuntert zu werden, daß sie Gott suchen und daß sie den Betrug und die List des Satans kennen lernen, davon los zu kommen, ihre Zeit besser als vorher anzuwenden, das bisher im Schwang gehende Lügen abzulegen; wer auf einer Lüge ertappt werde, habe fünf, im Wiederholungsfall zehn, im dritten Fall zwanzig Shillinge zu bezahlen; wer Eigenthum entwendet habe, müsse es vierfach erstatten; es sei ihnen daran gelegen, daß kein Indianer künftig mehr als eine Frau habe (welche Frau diejenigen, die bisher in Vielweiberei gelebt hatten, behalten sollten, war auch hier wie an anderen Orten des Missionsfeldes der weiten Welt keine leichte Frage); ebenso, daß Streitigkeiten unter den Indianern verhindert werden müssen und Friede und Ruhe unter ihnen herrsche; daß sie demüthig und nicht stolz sein sollen; daß sie sich, wenn sie Unrecht verübt haben, der Strafe unterwerfen; daß sie ihre Schulden an die Englischen redlich bezahlen; daß sie den Tag des Herrn heilig halten und wer dagegen sündige, zwanzig Shillinge bezahle (man weiß, wie streng die Puritaner in diesem Stück waren und selbst übertriebene Strenge ist nicht halb so schlimm wie Verachtung des Gebots); daß sie Unsitten, betreffend die persönliche Reinlichkeit, Wegschaffen von Ungeziefer u. s. f. abstellen; daß sie ihr Haar nach Art der Engländer tragen, wer dagegen fehle, habe fünf Shillinge zu bezahlen; daß sie bei Strafe von fünf Shillingen auch die Unsitte, sich mit Fett einzureiben, abthun. Alle versprachen, daß sie in ihren Familien Gottesdienst halten, auch vor und nach dem Essen beten wollen. Wer den früher üblichen Spielen nachgeht, zahlt zehn Shillinge; absichtlicher Mord wird mit dem Tode bestraft; Niemand soll sich bei Familientrauer vermummen oder ein großes Geheul hören lassen; kein Indianer soll bei Strafe von fünf

Shillingen sich ohne Erlaubniß des Bootes eines Engländers bedienen; wer in eines Engländers Haus trete, habe zuvor anzuklopfen, so aber sollen es auch die Engländer halten; wer sein Weib oder sonst einen Indianer schlägt, trägt zwanzig Shilling Strafe. Endlich wünschen die Indianer auch noch an bestimmter Localität angesiedelt und als Communalität (Town) betrachtet zu werden. — Diese neben einander hingestellten Grundsätze und Verordnungen, die ein Captain Simon Willard von Concord den Indianern schriftlich aufsetzen mußte und an deren Anerkennung und Durchführung ihnen viel lag, zeigen genugsam, daß ein gewisses Anstands- und Rechtsgefühl angeregt, daß das sittliche Bewußtsein unter dem Einfluß des Wortes Gottes und bei der Berührung mit dem bürgerlichen und familiären Leben der puritanischen Colonisten bedeutend geweckt und gereinigt war.

Eliot war sich darüber frühe klar, daß die Indianer selbst zur Missionsarbeit müssen herangezogen werden. Und früher als man wohl hätte erwarten mögen, bildeten sich unter ihnen „Nationalgehilfen.“ Der Indianer, so roh und versunken und abergläubisch er war, stand doch in mancher Hinsicht über dem verweichlichten, durch lange Tyrannei entnervten Orientalen oder über dem abgestumpften, verkommenen Afrikaner. Es war in ihm eine gewisse wilde Mannhaftigkeit und eine oft überraschende Klugheit. Es waren gewisse Gaben da, die des Weckens werth waren. Und Werth, ewigen Werth hat jede einzelne Menschenseele. — Die obengenannte Schrift war verfaßt, um in England thätige Theilnahme für das Werk der Mission bei Laien und Geistlichen zu wecken.

Gelegentlich dehnte Eliot seine Wirksamkeit auch auf andere, mehr entfernte, Punkte aus. Als er im Jahre 1647 als Glied eines Committees nach Yarmouth nahe dem südlichen Ufer von Cape Cod-Bay gesandt wurde in kirchlichen Angelegenheiten, ließ

er sich die Gelegenheit nicht entgehen, auch den dort wohnenden Indianern das Heil in Christo zu verkündigen. Aber obwohl die Entfernung von Nonantum nur vierzig bis fünfzig Meilen betrug, so war der Unterschied des Dialektes schon so groß, daß er sich jenen Indianern nur durch einen Dolmetscher recht klar zu machen vermochte. Diese Sprachschwierigkeit stand oft dem Missionswerke im Wege. Ein Sachem oder Häuptling, der für sehr roh und wild galt, hatte versprochen mit seinen Leuten anwesend sein zu wollen, schickte dieselben aber am Morgen des bestimmten Tages auf die Jagd, kam wohl selbst, stellte sich aber, als verstehe er nichts, mit trotzigen Mienen. Es fand sich nachher, daß er doch verstanden hatte. Auch erzählten die Indianer von Missionaren, die vor vielen Jahren schon in jene Gegend mit einem großen Schiff sollten gekommen sein. Es möchte sich dies auf römisch-katholische Sendboten aus Frankreich beziehen.

Ein Augenzeuge berichtet, daß er sich bei einem Besuch zu Nonantum im Jahre 1648 habe wundern müssen, daß er so viele Indianer beinahe nach der Weise der englischen Colonisten habe gekleidet gesehen. Sie hatten diese Kleidungsstücke entweder als Geschenk erhalten oder durch Arbeit verdient.

Schon im Jahre 1647 traf die bürgerliche Obrigkeit zu Boston gewisse Anordnungen, welche dazu dienen sollten, die ihr unterworfenen Indianer an ein geordnetes bürgerliches Leben nach Art des colonialen Gemeinwesens zu gewöhnen und sie in die bestehenden Rechte und Pflichten aufzunehmen, also ihrer bisherigen bürgerlichen Ausnahmsstellung entgegenzuarbeiten. Alle Geldstrafen, die von Indianern einkommen, sollten verwendet werden zur Errichtung von Häusern zum Gottesdienst und zum Unterricht von armen Kindern. „Master Eliot" wird ausdrücklich genannt als Lehrer und er und andere Aelteste sollten bei Gerichtsver-

handlungen gegenwärtig sein und sich bemühen, daß die Indianer die bestehenden Gesetze verstehen lernen und auch die vernünftigen und billigen Grundsätze, auf welchen sie beruhen, und daß man sich namentlich auch am Tag des Herrn um die Indianer bemühe. Man sieht, daß die Mission eine öffentliche Angelegenheit geworden war. Als sich im Jahre 1648 die Synode in Cambridge versammelte, wurde gleich der Nachmittag des ersten Tages, 9. Juni, den Indianern gewidmet, damit die, welche von der Sache noch nicht oder nicht recht wußten, sich sollten überzeugen können und eine lebendigere allgemeine Theilnahme erweckt würde. Eine große Anzahl von Indianern hatte sich eingefunden und Eliot redete zu ihnen und sie selbst stellten nachher allerlei Fragen, z. B. was für ein Landsmann war Christus? Wo ist Christus jetzt? Wie kann man Halt an ihm nehmen, da er so weit weg ist? Kinder beantworteten ganz richtig die Fragen des Katechismus. Das ganze Benehmen der Indianer machte auf die hier versammelten Prediger, obrigkeitlichen Personen und andere Leute einen überraschenden Eindruck.

Nahm man bei manchen Indianern unter Eliot's Einfluß eine wünschenswerthe Veränderung in der Behandlung ihrer Weiber und ihrer Kinder und überhaupt eine gesellschaftliche Besserung wahr, so änderte sich auch die Art ihres Lebenserwerbes. Die Nachfrage nach Werkzeugen für den Ackerbau wurde so allgemein und dringend, daß sie so schnell nicht befriedigt werden konnte. Die Frauen wollten lern Garn spinnen und man hatte ihnen Spinnräder zu verschaffen. Die Männer begannen, den englischen Markt das Jahr hindurch mit Bedürfnissen für die Küche zu versorgen; im Winter brachten sie Besen und Körbe; sie verkauften welsche Hühner, Cranbeeren, Erdbeeren, Fische, Wildpret; sie halfen den Englischen beim Heumachen und in der Ernte. Aller=

dings war es ihnen nicht leicht, ihre alte, lang angewohnte Trägheit zu überwinden. Leider konnte das Beispiel mancher Englischen dem Fortgang des guten Werkes unter den Indianern nur hinderlich werden. Aber trotz diesem Aergerniß und allen im natürlichen Menschenherzen sonst liegenden, größten Schwierigkeiten, war der Fortschritt unter den unter Eliot's Arbeit und Leitung stehenden Indianern, ganz unverkennbar.

Daß Eliot über der Schaar seiner benachbarten Indianer auch die entfernteren nicht vergaß, beweist auch die Reise, die er von Roxbury aus einmal im Frühjahr zu den um des Fischfangs willen am Merrimac-Fluß zahlreich versammelten Indianern machte. Ein Indianer brach vor ihm her einen Pfad durch's Untergebüsch des Urwaldes und hieb mit dem Beil Zeichen als Wegweiser in die Bäume. Seine Gemeinde zu Roxbury war um so mehr um seine Sicherheit besorgt, da der Weg durch zwei Indianerstämme führte, die mit einander im Streit lagen. Nebst einem Häuptling begleiteten ihn zwanzig Mann und die Reise forderte drei Tage. Dazu hatten sie, wie Eliot selbst erzählt, unaufhörlichen Regen, so daß er bis auf die Haut naß wurde und des Nachts, wenn er sich legte, die Strümpfe auswinden mußte. Er sagt, daß das Wort: Leide dich als ein guter Streiter Jesu Christi! ihm da wohl in den Sinn gekommen sei.

Es mag hier daran erinnert werden, daß Eliot auch nicht ganz allein stand in seiner Missionsarbeit und daß dieselbe auch an anderen Orten in Angriff genommen wurde. Dies war besonders der Fall in Martha's Vineyard. Wurde allerdings Nonantum ein Mittelpunkt, von welchem aus durch die Mithilfe bekehrter Indianer selbst das Evangelium und christliche Gesittung zu den Indianern um Sudbury, Concord, Lancaster, Medford, Dodham und anderen Orten getragen wurde, so war es auf je-

ner südöstlich von Massachusetts im Atlantischen Meer gelegenen Insel, Martha's Vineyard, besonders J. Mayhew und seine Familie, die dort mit unverdrossener Hingebung an der Christianisirung der Indianer und zwar mehrere Geschlechter hindurch arbeiteten.

Daß sich auch noch an anderen Orten Neu-Englands Theilnahme für die Indianer-Mission fand, haben wir bereits erwähnt. Kam die bürgerliche gesetzgebende Gewalt dem Missionswerk da und dort freundlich zu Hilfe, so fanden sich auch Männer, die an verschiedenen Orten im Geist Eliot's an den Indianern zu arbeiten bereit waren. Im Gebiet des jetzigen Staates Connecticut wirkten Pierson und Flitch; unter den Pequots, die einst mächtig und gegen die Colonisten feindselig gesinnt waren, aber in einem blutigen Krieg waren zu Paaren getrieben worden und nur noch in machtlosen Ueberresten existirten; Blindman, in der Gegend der Plymouth-Colonie Bouren und Leverich. Man möchte geneigt sein, das Missionswerk ein Sühnewerk zu nennen, welches die Christen Neu-Englands den Indianern schuldeten. Denn die Colonisten drangen als Fremde in das Land, das die Indianer seit undenklichen Zeiten zu eigen gehabt hatten; sie nahmen es gewaltsam in Besitz als führen sie einen prädistinirten Beschluß der Vorsehung aus und, wie die Puritaner sich ja in Allem gerne an das Alte Testament, an sein Gesetz und seine Geschichte anlehnten und ihr christliches Gesellschaftsleben und ihr bürgerliches Wesen den Anstrich alttestamentlicher Theokratie hatte und eine Verbindung von Kirche und Staat war, so sahen sie sich auch an als das Volk Gottes, das aus diesem Canaan der Neuen Welt die Heiden zu verdrängen und es in Besitz zu nehmen habe. Und jene Männer, die in alttestamentlicher Sprache gerne redeten und beteten, waren auch, wo die Indianer ihnen trotzen wollten,

rechte „streitbare Helden" und wußten nichts von Schonung. Allerdings darf man nicht vergessen, daß die Sicherheit der Colonie bedingt war durch die völlige Einschüchterung und Unterwürfigkeit der Indianer. Denn diese mußten von der Ueberlegenheit der Colonisten ganz durchdrungen werden, wenn die Colonisten in Ruhe leben und den Indianern selbst Gutes auf mancherlei Wegen thun wollten. Wir sind indessen nicht gewillt, die Grausamkeit, welche von englischer Seite bei gegebenem Anlaß an den Indianern, wie z. B. an den Pequots verübt wurden, rechtfertigen zu wollen. Auch muß daran erinnert werden, daß mit vielen Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten gegen die Indianer die Puritaner nichts zu thun hatten. So landete noch im Jahre 1683 ein englisches Schiff an der Küste von Neu-England; die Mannschaft fiel über die dort stille wohnenden Indianer her, trieb zusammen so viele sie vermochten, brachte sie an Bord und fuhr damit ab, um sie als Sklaven zu verkaufen. Da Niemand diese Unglücklichen kaufen wollte, ließen die Seeräuber dieselben bei Tangier in Afrika, gegenüber von Gibraltar, am Lande im Elend und Eliot verwandte sich für sie in England, sie wieder in ihre Heimath zu bringen. Das war die abscheulichste Seeräuberei.

Als um die Mitte des 17. Jahrhunderts die Nachricht vom Missionswerk unter den Indianern in Neu-England nach Alt-England kam, verfehlte sie nicht, großen Eindruck zu machen. Vergessen wir nicht, daß gerade um jene Zeit eine große religiöse Erregung in England herrschte. Das Königthum war gestürzt. Mit ihm war vorübergehend die Macht der bischöflichen Staatskirche gebrochen. Im Wesentlichen war der Geist der Puritaner für jetzt herrschend, ob er nun in der Form des Presbyterianismus oder des Congregationalismus oder des Quäkerthums auftrat. Und die allgemeine religiöse Erregung war ein für die Mis-

sionssache empfänglicher Zustand. Daher hörte man von der Mission unter den Indianern mit Ueberraschung und Freude. Sogar die Quäker, welche vorübergehend recht fanatisch in England auftraten und in demselben Sturmgeist auch in Neu-England das Reich Gottes in ihrem Sinne bringen wollten, wagten mit großer Hingabe das Missionswerk auf Inseln Westindiens. In Folge der Missionsnachrichten aus Neu-England traten eine Anzahl hochangesehener Prediger für diese gute Sache auf. Die Privatwohlthätigkeit wurde in Anspruch genommen. Die Universitäten Oxford und Cambridge erhoben dafür ihre Stimme. Die Indianer-Mission kam im Parlament zur Sprache. Im Jahre 1649 entstand zuerst die "Society for Propagating the Gospel among the Indians of North America," die zwar nach Jahren sich wieder auflöste, an deren Stelle dann eine andere mit erweitertem Wirkungskreis trat; schon jene erste wurde rechtlich anerkannt und that lange Vieles zur Förderung der Indianer-Mission, unterstützte die Missionare, verschaffte Hilfsmittel für den Unterricht der Jugend und wirkte in England selbst für die Erweckung und Erhaltung lebendiger Theilnahme. So ließ sie einen Brief des bekannten ersten Gouverneurs der Massachusetts-Colonie, John Endecott, eines ächten Puritaners, eines entschiedenen Gegners alles Formelwesens im Gottesdienst, muthig und frisch, bei allem Rigorismus wohlmeinend und voll praktischen Verstandes, der am 19. Sept. 1628 mit der ersten Colonie in Massachusetts-Bay landete und Salem gründete, verbreiten, in welchem es heißt, daß er es keineswegs als die geringste Barmherzigkeit Gottes ansehe, daß Gott in den Herzen seines Volkes ein Werk der Ausbreitung seines Reiches unter den heidnischen Indianern angeregt habe. Damit sei ein Zweck der Colonisirung dieses Landes erreicht und das Wort Ps. 2, 8 erfüllt. Als eine

besondere Güte Gottes müsse er es anerkennen, daß er nun auch die Herzen der Landsleute in England bewege, an diesem Werke mit Hand anzulegen, was sie auch nie bereuen werden und wofür der Herr sie dereinst belohnen werde. Mit ihnen müsse er Gott danken für das, was schon erreicht sei. Der Grund sei gelegt und der Bau werde weitergehen zur Freude von Tausenden. Hätten andere Augen gesehen, was er bei der öffentlichen Versammlung sah vor drei Wochen, er wisse, daß Jedermann wäre bewegt worden. Kaum habe er sich der Freudenthränen enthalten können, als er einem Lehrer aus den Indianern zuhörte bei seinem ernsten Gebet zum Anfang und bei seinem Unterricht, und wie er dann so eindringlich und andächtig redete über Matth. 13, 44—46. Nachher habe Eliot aber Dreiviertel Stunden in der Indianersprache geredet und die etwa 100 Indianer, Männer und Weiber, haben aufgemerkt, als dürfe ihnen auch nicht ein Wörtchen entgehen, und manche Christen wären dadurch beschämt worden. Er habe, um gegenwärtig zu sein, an dreißig Meilen Weges machen müssen, halte es aber für eine der besten Reisen, die er in seinem Leben gemacht. Endecott erzählt ferner, daß er den Indianer, der Schule in Natuck halte, selber habe auch Englisch deutlich schreiben sehen. Er müsse sich wundern, wie die Indianer jetzt nach englischer Art Häuser bauen, die Balken bearbeiten, mit den Werkzeugen umzugehen wissen und daß sie Alles von einem englischen Zimmermann gelernt haben, der nur ein Paar Tage bei ihnen gewesen sei. Auch haben sie nach allen Regeln eine Brücke für Fußgänger — sie war 90 Fuß lang — über den Charles-Fluß gebaut und die habe letzten Winter dem Wasser und dem Eis getrotzt und werde wohl noch manchen Winter trotzen. Sie beabsichtigen auch, nächsten Sommer eine Mühle mit Wasserkraft zu bauen. Dann redet Endecott noch von dem Erfolg der Arbeit

Mayhew's und von dem Verlangen, das ein Häuptling aus der Nachbarschaft von Narragansetts als Sendbote seiner Leute vor dem obersten Rath der Colonie ausgesprochen habe, daß sie auch Gott dienen wollen und daß man ihnen englische Colonisten und Lehrer senden solle. Er hoffe, daß das geschehen könne, denn es fänden sich dort schon einige Leute, die Fleiß auf das Studium der englischen Sprache verwenden. Er schließt mit der Bitte, daß Gott alle den bemitleidenswerthen Indianern erwiesene Liebe vergelten wolle.

Dieser Brief, der vom 27. Oktober 1651 datirt ist, war geeignet, jener Mission in England noch mehr Theilnahme zu erwecken; dazu kamen sonstige, ebenso ermunternde Botschaften. Sofort wurden in vielen Gemeinden in England Collecten und zum Theil mit sehr günstigem Erfolg für die Mission erhoben. Viele jährliche Beiträge wurden zugesagt. Auch an Vermächtnissen an die obengenannte "Society for Propagating the Gospel, etc." fehlte es nicht. Aus dem zusammengebrachten Kapital ließ sich Land ankaufen, das jährlich mehrere Hunderte von Pfunden durch Pachtzins abwarf. Ueber die Verwendung des Geldes in der Colonie waren die acht Commissionäre der seit Mai 1643 conföderirten United Colonies of New England gesetzt, nämlich Massachusetts, Connecticut, Plymouth und New-Haven.

Indessen haben wir den Ereignissen beinahe schon vorgegriffen und kehren zu Eliot und seinen Indianern zurück.

Verschiedene Gründe wirkten zusammen, um Eliot zu überzeugen, daß Nonantum in die Länge nicht der geeignete Ort für die Bekehrten sei. Keineswegs waren alle Indianer bekehrt worden. Namentlich traten an entfernteren Orten unter den Indianern von verschiedenen Stämmen sehr gehässige Meinungen gegen die Christianisirung der Volksgenossen auf. Manche Häuptlinge merk-

ten wohl genug, daß es um ihre Herrschaft über die „Betenden Indianer," wie man die Bekehrten nannte, so ziemlich geschehen sei und ihnen daraus Verlust in äußerlichen Dingen erwachse. Noch mehr griff die Mission den Powwow-Männern in's Handwerk und schnitt ihnen den Gewinn ab. Nun gab es aber ohnehin in Nonantum und überall weit umher Indianer, die mit Widerwillen gegen die Predigt von Christo erfüllt waren, weil sie ihr sündliches Wesen und Leben strafte und sie doch nicht anders werden wollten, eine Sache, die sich freilich keineswegs blos bei den Indianern findet. Und Leute dieser Art wurden wieder beeinflußt von Reden gegen die Mission, die aus der Ferne vernommen wurden. Und sie beeinflußten wieder ihre Umgebungen.

Allen solchen Einflüssen und anderen wollte Eliot seine gläubig gewordenen Seelen entziehen. Er wußte, daß christliche Anschauungen und Grundsätze sich nur dann ganz in's Leben einführen und in demselben durchführen lassen werden, wenn eine Absonderung von den noch heidnischen, oft auch feindseligen Indianern stattgefunden habe. Mit den englischen Colonisten konnte man dieselben auch nicht verschmelzen. Das Beste schien zu sein, daß sie ihr eigenes, gesondertes Gemeinwesen haben sollten. Und dieser Gedanke wurde wirklich durchgeführt.

Im Jahre 1650 wurde Eliot ein Stück Land am Charles-Fluß, achtzehn Meilen westlich von Boston, zur Verfügung gestellt. Die Indianer nannten den Ort N a t i c k, d. h. Hügel. Dorthin brachte Eliot seine Bekehrten und organisirte sie als eine eigene, selbstständige bürgerliche und kirchliche Gemeinde. Dort bauten sie sich rechts und links am Fluß an und errichteten ihre Wohnungen bald nach Indianischer, bald nach Englischer Weise. Dort bauten sie zur Verbindung beider Stadttheile die bereits von Endecott in seinem Briefe besprochene Brücke. Natürlich wollte

Eliot eine durchaus biblisch geordnete Verfassung. Das Wort Gottes sollte Alles regieren, Gott allein der König und der Richter sein. Die administrative Einrichtung wurde nach 2. Mos. 18 gemacht; nach Vers 21. 22. und 24. 25. wurden je Vorsteher über je Hundert, Fünfzig und Zehn ernannt. Als bürgerliche christliche Gemeinschaft wurden die Ansässigen organisirt am 24. September 1651. Alle Puritaner sahen sich an als in einem Bunde, einer Art von gegenseitigem Vertrag mit Gott stehend. Die Gemeinde geht in diesen Bund mit Gott ein, indem sie sich ihm verspricht, seinem Wort und Willen sich unterordnet und nun auch von ihm aufgenommen wird und die Zusage seines Segens erhält. Man wird auch da ganz an den alttestamentlichen Bund Gottes mit seinem Volke erinnert. In der Geschichte der Theologie wird man hier unwillkürlich an die Federaltheologie des Coccejus aus demselben Jahrhundert in der niederländischen reformirten Kirche denken. Als eine rechte kirchliche Gemeinde wurde Natick aber erst anerkannt im Jahre 1660. Dies mag auffallen. Der Grund davon liegt in der Strenge, mit der man damals darüber wachte, wer in die Gemeinde könne und solle aufgenommen werden. Man wollte die sichersten Kennzeichen der persönlichen Heilsaneignung, einer rechten Bekehrung, vor sich haben. Und hierin war Eliot einer der Scrupulösesten. Jahrelang hatte er an seinen Indianern gearbeitet und noch war nicht ein einziger von ihnen getauft. Daß manche von ihnen den Wunsch äußerten, getauft zu werden, daß manche Zeichen einer Wirkung der göttlichen Gnade an ihren Herzen vorhanden waren, daß der Einfluß davon im Leben sich kundgab, das war ihm noch lange nicht genug. Er mochte Rückfälle und damit großen Anstoß befürchten. Ueber die Kindertaufe hatte er keinen Scrupel unter christlichen Familien. Aber diese Söhne der Wildniß und

Kinder des finsteren Heidenthums schienen ihm lange nicht sicher genug zu stehen und er sah wohl die Taufe zu sehr an als einen Akt, der als Bekenntnißthat von Seiten des Täuflings die ganze Reife christlicher Erkenntniß und Charakters voraussetze. Und je mehr Eliot dahinein auch die ganze Anschauung vom bürgerlichen Gemeinwesen rechnete, um so mehr mußten ihm diese Erstlinge aus seinen Heiden noch als unfertig erscheinen. Er spannte aber gewiß den Bogen zu stark und der puritanische Geist der Gesetzlichkeit überwog in ihm den Glauben an die freie Gnade. Er war nicht weniger streng in seiner Gemeinde zu Roxbury und wo irgend sonst er ein Wort zu reden hatte, betreffend die Anerkennung voller kirchlicher Gemeinschaft. So wird von ihm gesagt, daß er lieber sein eigenes Blut hätte vergossen, als Jemand zum heil. Abendmahle zuzulassen, von dessen völliger Würdigkeit er nicht eine persönliche Ueberzeugung hatte. Denken wir ja nicht, daß es ihm nur darum zu thun war, seine Schlüsselgewalt zu zeigen. Vielmehr war es der hohe, gesetzlich strenge Begriff von Kirche und Kirchenzucht, der ihn leitete. Es war die ganze gesetzliche, puritanische Strenge, und es handelte sich dabei um die Ehre der allerhöchsten Majestät.

Natürlich wurde von den Indianern bezüglich der Zulassung zu der Taufe und der Aufnahme in die kirchliche Gemeinschaft das gefordert, was die Puritaner auch von ihren eigenen Leuten forderten. Sie sollten ein Erkenntniß ihres Glaubens und ihrer christlichen Erkenntniß und geistlichen Erfahrung ablegen. Und was nun einzelne derselben von den dazu beorderten Zeugen zu sagen hatten, wurde sogar nach England befördert. Selbst in öffentlicher Versammlung von Geistlichen und Laien sollten die bekehrten Indianer Zeugniß ablegen von ihrem Glauben. Und das geschah auch zu Roxbury am 13. Juni 1654. Und es wurde

niedergeschrieben, was die Bekehrten sagten. Auch Mayhew von Martha's Vineyard war gegenwärtig. Man hört aus diesen Bekenntnissen die erlernten Grundgedanken des Katechismus heraus, aber nicht ohne eine gewisse Kindlichkeit und Herzlichkeit. Wir wollen doch als Probe etwas aus dem Bekenntniß des bewährten Schullehrers von Monequassum mittheilen. Er sagte: „Ich bekenne, daß mir alles Böse leid ist, das ich gegen Gott und vor Menschen gethan habe. Als ich den ersten Unterricht empfing, da glaubte ich nicht, sondern lachte darüber und zu Gott zu beten war mir ärgerlich. Noch als ich in Cohannot (wo er früher wohnte) unterrichtet wurde, war es mir zuwider zu beten und ich wäre gerne davon gelaufen, weil mir am Gebet zu Gott nichts lag. Gleichwohl blieb ich doch dort, weil ich den Ort liebte und dachte, ich wolle lieber beten, so könnte ich dort bleiben. Das war also kein Gebet aus Liebe zu Gott, sondern aus Liebe zu dem Ort, an welchem ich wohnte. Aber nachher wollte ich an den Predigttagen etwas vom Katechismus lernen und ich lernte wirklich die zehn Gebote und nachher alle Punkte des Katechismus. Aber später warf ich das Alles wieder weg, denn mein Herz war voll Thorheit und meine Sünden waren groß. Weil ich aber doch hörte, so entstand eine Furcht in mir, daß die klugen Männer dahinter kommen und mich dafür strafen werden. Und so dachte ich wegen meiner vielen Sünden wieder an's Davonlaufen. Dann aber dachte ich, ich wolle doch recht beten und meine Sünden von mir thun. Ich sah aber, daß ich ein Heuchler war. Ich brachte wohl einige Fragen vor, aber that doch nicht, was ich selber erkannte. Dann überlegte ich mein Fragen und dachte, ich wolle Gott bitten und eine andere Frage vorbringen und so fragte ich, wie ich weise werden könne. Und die Antwort, die mir wurde, lenkte mein Herz in etwas ab vom Weg der Sünde.

Dann erwog ich, daß das Wort Gottes doch gut sei und ich rief zu Gott wegen seines Wortes. Am folgenden Predigttag wurde dies Gotteswort gelehrt: So Jemand Weisheit mangelt, der bitte von Gott, der da gibt einfältiglich Jedermann, und rücket's Niemand auf, so wird sie ihm gegeben werden (Jacob. 1, 5). Das lenkte mein Herz wieder ein wenig mehr zu Gott hin. Das Wort sagte auch: Thue Buße, trage Leid und glaube an Jesum Christum. Dann wurde verkündigt, wer nicht an Christum glaubt und seine Sünden nicht bereut, der ist thöricht und arg und wegen ihres Unglaubens werden sie zu Grunde gehen; da dachte ich, ich sei selber ein Thor, weil ich nicht an Christus glaube, aber täglich sündige und das Wort Gottes, das ich doch höre, nicht thue. Nachher aber hörte ich von der Zusage Gottes, daß wer Buße thue und an Christum glaube, dem wolle Gott seine Sünden vergeben und er solle nicht verloren gehen. Da kam mir in den Sinn, daß ich selbst noch nicht in der Buße stehe und nicht an Christus glaube. Dann betete ich zu Gott auf seine Zusage hin. Ich betete zu Gott um Gottes und Christi willen; nachher aber habe ich das Wort Christi wieder nicht treulich gehalten. Dann hörte ich wieder andere Worte Gottes, die mich meine Sünden und Uebertretungen merken ließen. Manchmal dachte ich, Gott und Christus werden mir vergeben, weil es zugesagt ist Denen, die an Christus glauben, und ich that, was Gott in der Verheißung gesagt hat." Genug. Man sieht da den rechten Anfänger im Glauben. Ehrlich hören wir ihn da von der Macht der Sünde zeugen, aber sehen auch, daß die Predigt des Wortes innerlich doch zunächst beunruhigt und aufweckt und die Sehnsucht nach etwas Besserem erweckt. Die Art, wie der Mann sich ausdrückt, ist ungelenk, aber es ist Redlichkeit drinnen. Und dem Redlichen läßt Gott es gelingen. Der Mann ist zu Glauben und christlichem Leben hindurchgedrungen.

Die Indianer erbauten auch in Natick ein Gemeindehaus von fünfzig Fuß Länge und fünfundzwanzig Fuß Breite. Der obere Raum desselben war bestimmt zur Aufbewahrung von Vorräthen, auch hatte Eliot dort eine Stube mit einem Bette für sich, weil er oft tagelang unter den Indianern weilte. Der untere freie Raum wurde zu Gottesdienst und Schule benutzt. Da konnte man diese Gemeinde an Sonntagen und sonst versammelt sehen und Psalmen in ihrer Sprache, aber nach englischen Melodien singen hören und sich erbauen an ihrer Andacht und an dem herrschenden Anstand und an ihrer Aufmerksamkeit bei der Predigt des Wortes und hatte einen schlagenden Beweis vor sich von der umbildenden, veredelnden Wirkung des Evangeliums. Es kam nun nach und nach zur Taufe mancher Bekehrten und im Jahr 1660 wurde die Gemeinde als selbstständige erste christliche Indianer-Gemeinde völlig constituirt und von den anderen Congregationalisten-Gemeinden der Colonie als solche auch anerkannt und aufgenommen. Es erscheint als wenig, daß etliche Jahre später nur zwischen fünfzig und sechzig communicirende Glieder gezählt wurden. Aber hiermit sind eben die begriffen, die dem strengen Beurtheiler, dem ängstlichen Eliot, als gehörig herangereift und bewährt erschienen, während viele Andere—es wird gesagt dreihundert und fünfzig—doch in Natick in christliche Grundsätze und Lebensweise eingegangen waren, ohne schon zum Tisch des Herrn zugelassen zu werden. Vorsichtig war Eliot um so mehr, als bisweilen einzelne böse Vorkommnisse und Rückfälle nicht ausblieben. Einmal kam es vor, daß drei Indianer, die zwar auch zu den „betenden“ gehörten, aber im Guten noch keineswegs erstarkt waren und unter schlimmen Einflüssen von außen her standen und denselben leider nachgaben, sich von grundsatzlosen Menschen, an denen es leider auch unter den Colonisten

nicht fehlte, mehrere Quarts berauschendes Getränke („Feuerwasser“) erkauften und nicht nur sich selbst betranken, sondern auch einen siebenjährigen Knaben eines der Gemeindeaufseher betrunken machten. Sie trotzten, daß derselbe sie gewiß nicht in Strafe nehmen werde, da sein eigener Sohn mit dabei sei. Aber der Vater legte die Sache vor die anderen Aufseher und das mehrfache Aergerniß, bei dem es auch zu Schlägerei scheint gekommen zu sein, wurde vor Eliot gelegt. Er wurde tief erschüttert und um so mehr, als einer der Uebelthäter, der freilich nicht der schuldigste war, ihm schon als Dolmetsch bei der Uebersetzung des Wortes Gottes in's Indianische gedient hatte. Eliot sagt aber, Gott habe einen Weg gefunden, diesen Mann zu demüthigen. Die Aufseher beriethen sich über den Fall. Der Vater des Knaben selbst war weit davon entfernt, diesen als schuldlos anzusehen, er hätte die böse Gesellschaft fliehen sollen. Der Endbeschluß war nun, daß jene drei Gesellen geraume Zeit in den Stock gelegt, dann am Schandpfahl ausgestellt und mit zwanzig Hieben bedacht werden sollen; auch, daß der Knabe kurze Weile im Stock liegen müsse, sein Vater selbst aber in der Schule ihn zu züchtigen habe. Und wirklich wurde das Urtheil ausgeführt und nicht ohne mitgehende ernste Ermahnungen von Seiten der Aufseher, wie Eliot berichtet. Man sieht, daß mit diesem Missionswerk wenig Sentimentalität verbunden war. Die Sache schlug aus zum Vortheil christlicher Zucht und Ordnung. Das Gesetz blieb kein todter Buchstabe.

Jetzt ist es aber Zeit, daß wir einer andern großen und schweren Arbeit gedenken, welche den fleißigen Eliot, wenn er von der Pastoral- und Missions-Arbeit zu Hause kam, an sein Studirzimmer Jahre lang fesselte. Es ist dies die Uebersetzung der Bibel in die Indianersprache. Als er sie begann, war

er fünfundvierzig, als er sie endete, siebenundfünfzig Jahre alt. Eine Grammatik der Indianersprache hatte er bereits verfaßt und auch in dieser Sprache einen Katechismus geschrieben, übte sich auch fleißig im Sprechen derselben und war somit für das Uebersetzen der heil. Schrift vorbereitet. Natürlich bediente er sich der im Englischen gebräuchlichen römischen Buchstaben, denn die Indianer hatten gar kein schriftliches Alphabet und überhaupt kein Schriftenthum, keine Litteratur. Man weiß, mit welchen Schwierigkeiten Luther in der Uebertragung des Alten Testamentes aus dem Hebräischen in das Deutsche zu kämpfen hatte und doch war das Deutsche eine sehr reiche und gelenkige Sprache. Gewiß Eliot hatte mit unendlich größerer Mühe die Indianersprache den biblischen Begriffen anzubequemen und hatte dabei Indianer zu Hilfe zu nehmen, von deren ganzem Bildungsstandpunkt sich wenig erwarten ließ. Aber mit unermüdlicher Ausdauer überwand er alle Schwierigkeiten und als er fertig war, hatte er noch die Freude, daß die Missionsgesellschaft in England die Druckkosten des großen Werkes bestritt. Es wurde im Jahre 1661 zuerst das Neue, und ein Paar Jahre später das Alte Testament gedruckt und zwar mehr als Eintausend Exemplare. Dies geschah zu Cambridge bei Boston. Die Presse, Setzer und Drucker waren von England gekommen. Zweihundert Exemplare wurden stark in Leder sofort gebunden und den Indianern übergeben. Auch an König Karl II. von England wurde ein schönes Exemplar gesandt zum Dank dafür, daß er die während der Republik gegründete "Society for Propagating the Gospel" in ihren Rechten belassen hatte. In zwanzig Jahren wurde eine zweite Auflage nothwendig. Aber obwohl von dieser indianischen Bibel — der ersten, die in der Neuen Welt im Druck erschien — noch Exemplare vorhanden sind, so findet sich kein Indianer mehr, der

sie lesen könnte, und sogar Niemand sonst. Nur für Sprachforscher hat sie noch Werth. Aber im Gedächtniß muß sie allen kommenden Geschlechtern erhalten werden zum Zeugniß des Eifers und der Diensttreue des edeln Eliot. Die erste deutsche Bibel in Amerika erschien, herausgegeben von Christoph Sauer, zu Germantown bei Philadelphia im Jahre 1743; erst vier Jahrzehnte später, im Jahre 1782, die erste englische Bibel zu Philadelphia bei Robert Aitken.

Indessen war Eliot auch sonst litterarisch thätig und eine Biographie desselben nennt folgende Schriften, die er verfaßte: Answer to Norcott's book against Infant Baptism (von uns früher berührt).—The Harmony of the Gospels in the Holy History of Jesus Christ. — The Christian Commonwealth (ebenfalls von uns berührt). — The Divine Management of Gospel Churches by the Ordinance of Councils, constituted in order according to the Scriptures, which may be a means of uniting those two holy and eminent parties, the Presbyterians and the Congregational.—Indian Bible, Catechism and Psalms of David in metre. — Paxton's "Call to the Unconverted," translated into the Indian tongue.—The Practice of Piety, translated into the Indian tongue (ursprünglich von Lewis Boyly, Kaplan des Königs Jakob I., später, im Jahre 1616, Bischof von Bangor. Dies Buch hatte im Jahre 1792 einundsiebenzig Ausgaben erlebt.) — Thomas Shepard's Sincere Convert, translated into the Indian tongue. — Thomas Shepard's Sound Believer, translated into the Indian tongue. — Indian Primer (ein Buch, dessen Werth Philologen zu schätzen wissen. Es theilt die indianischen Wörter nach Sylben.) — Mehrere der für die Indianer bestimmten Schriften wurden öfters neu ausgegeben.

Cotton Mather sagt, daß Eliot die ganze Bibelübersetzung mit einer einzigen Feder zu Stande gebracht habe. Es ist ein tröstlicher Gedanke, daß doch Hunderte von Seelen aus dieser Arbeit Licht, Kraft und Trost geschöpft haben. Freilich, man möchte wünschen, daß eine solche Arbeit ihren Segen bringe auf viele Geschlechter. Das war aber unter den herrschenden Umständen nicht der Fall. Schon im Jahre 1745, schreibt Douglaß in seiner Geschichte von Amerika I, 172, daß nicht einmal zwanzig Familien von den Naticks übrig seien und kaum könne eine derselben lesen. Aber zu der Zeit, als die Bibel Eliot's erschien, hatte er etwa vierzehn Wohnplätze von „Betenden Indianern" unter seiner Fürsorge; etwa elfhundert Seelen waren bekehrt. Ebenso waren viele Indianer an anderen Orten gewonnen worden. Etwa zweitausend neunhundert Indianer waren zu Cape Cod, Martha's Vineyard und Nantucket durch die Bemühungen der beiden Mayhew's und anderer Missionare wenigstens zum Theil evangelisirt worden. Im Jahre 1673 zählte Eliot sechs förmlich constituirte, den Forderungen entsprechende indianische Gemeinden. In Connecticut wirkten Fitch und Pierson; in Massachusetts außer Eliot auch Gookin, Peter Thacher, Grindal Rawson; in der Plymouth-Colonie Samuel Treat und Tupper. Ebenso bemühte sich John Mather, Vater des bekannteren Cotton Mather, um die Indianer und wußte sich in ihrer Sprache auszudrücken. Von Martha's Vineyard bezogen zwei Indianer-Jünglinge das Harvard-College, die älteste höhere Lehranstalt in den Ver. Staaten, damaligen Colonien, zu Cambridge bei Boston. Der eine der beiden, Joel, ging mit dem Schiff verloren auf der Reise von Boston nach Nantucket, eben als er seine Studien vollendet hatte. Der andere, der im Studenten-Catalog eingetragen

steht "1665 Caleb Cheesehatheaumuck, Indus," starb bald nachher an der Auszehrung. Er verfaßte zu Ehren des Todes eines ausgezeichneten Predigers ein Trauergedicht in Latein und in Griechisch.

Indessen, so erfreulich alle diese Zeichen des Segens der Missionsarbeit unter den Indianern waren, es wartete dieses ganzen Werkes ein trauriges Schicksal.

Zwischen Connecticut und der Plymouth-Colonie lagen die Narragansetts, Indianer, die immer die christliche Belehrung von sich gewiesen hatten und etwa Eintausend streitbare Männer in's Feld führen konnten. Ihr König, der stolze Philipp, hatte einst zu Eliot, der sehr warm zu ihm geredet hatte und ihn zu christlicher Erkenntniß zu bringen suchte, gesagt, indem er einen Knopf an Eliot's Rock anfaßte, er gebe um seine ganze Predigt gerade so viel wie um diesen Knopf. Er sah aber, daß die englischen Colonien mehr und mehr ihn und sein Gebiet umringten und daß das Ende der Untergang der Indianer sein müsse. Allerdings nahm man den Indianern das Land nicht willkührlich weg. Die Obrigkeit der Colonisten wollte die Verträge mit den Indianern beobachtet haben und bestrafte Unrecht, das an ihnen begangen wurde. Aber hatte der „Rothe Mann" auch formell die Oberhoheit England's anerkannt, so läßt sich denken, wie der Historiker Bancroft hervorhebt, daß er die Pflichten der Treue gegen einen ihm ganz unbekannten Potentaten jenseits des Meeres unmöglich recht fassen konnte. Näher rückten ihm die Colonisten, die er haßte; Felder und Jagdgebiet gingen ihm verloren, die Obrigkeit citirte ihn bald wegen dieser, bald wegen anderer Anklagen oder auf bloßen Verdacht hin nach Plymouth oder Boston und um seine frühere Uneingeschränktheit war es geschehen. Waren einzelne Zweige der Indianerfamilie auch durch die Ueber-

zahl der Colonisten und auch durch günstige Einwirkung der Belehrung zu milden Sitten und zur Unterwürfigkeit geleitet worden, so galt das keineswegs von Allen. So waren namentlich die Pokanokets auf den Halbinseln Bristol und Tiverton, deren Häuptling Massasoit einst die Pilgrime von der Alten Welt freundlich begrüßt, den Gründer von Rhode-Island, Roger Williams, in Gastfreundschaft aufgenommen hatte und dessen Sohn Philipp jetzt an der Spitze stand, seit lange finster und feindselig gegen die sich mehrenden Fremdlinge und Colonisten gesinnt. Und an sie schlossen sich andere Stämme an, besonders die sich stark fühlenden Narragansetts. Collisionen blieben nicht aus. Das gegenseitige Mißtrauen wuchs. Die Englischen hatten Verdacht, daß die Indianer conspiriren und vielleicht einen Ueberfall beabsichtigen. Philipp mußte sich verantworten. Der Angeber wurde ermordet. Die Mörder fand eine halb aus Indianern bestehende Jury giltig und sie wurden erhängt. Darüber wurden die jungen Männer des Stammes empört und erschlugen am 24. Juni 1775 acht oder neun Colonisten bei Swansey. Nun ging der Alarm durch die Colonien. Jetzt fand sich Philipp zur Rebellion wie gezwungen. Er soll geweint haben, als er vom Tod des ersten weißen Mannes hörte. Aber blutiger Conflikt war schon unvermeidlich. Natürlich waren diese Indianer den vereinten Kräften der Colonisten, die muthig zusammenstanden und auf deren Seite sehr viele andere Vortheile waren, keineswegs gewachsen. Die grausame Wildheit der Indianer diente den Weißen zur Rechtfertigung auch für ihre Unbarmherzigkeit. Philipp war in wenigen Tagen ein Flüchtling bei den Nipmucks im Innern von Massachusetts. Jetzt aber wurde auch das bittere Gefühl der Narragansetts unter dem Einfluß der Boten und Freunde Philipp's rege. Er selbst



Ein Dorf von den Indianern überfallen.

erschien mit seinen Kriegern unter ihnen. Die Verheerung, so weit die Indianer nach allen Seiten sie unter die Colonisten und

ihren Besitz tragen konnten, begann erst recht. In den offenen Kampf wagten sich die Indianer nicht. Aber sie hatten ihre Kriegslist, lagen im Hinterhalt, brachen ein da und dort, zündeten an, raubten, mordeten, waren ebenso schnell wieder im Dickicht ihrer Wälder verschwunden und dieser Zustand der Angst und Noth dauerte für Neu-England ein ganzes Jahr. Ganze Dörfer wurden verbrannt, schreckliche Schandthaten verübt, viele Colonien wurden wieder aufgegeben. Tausend Mann wurden im Oktober 1675 in den Colonien zum Krieg ausgehoben. Die Narragansetts wurden förmlich als Feinde proklamirt. Die Truppen der Colonisten griffen sie im Winter in ihren Wäldern und in ihrem verpallisadirten Lager an und brachten ihnen eine große Niederlage bei; freilich hatten auch sie siebenzig Todte und zweimal so viel Verwundete. Zu Ende war der Krieg damit nicht und im Lauf des Jahres 1676 wurden in Massachusetts die Städte Lancaster, Modfield, Weymouth, Groton, Marlborough niedergebrannt. Schauerliche Rohheiten und Grausamkeiten kamen in diesem Kriege vor und wurden von beiden Theilen verübt. Auch blieb der Kriegsjammer gar nicht auf Massachusetts beschränkt. Indessen wurden die Rothhäute des Kämpfens doch im Lauf des Jahres müde. Sie hatten zwei bis dreitausend Seelen verloren und in die Länge konnten die Colonisten besser Stand halten als sie. So suchten sie wenigstens zum Theil Frieden. Die Stämme geriethen unter sich selbst in Streit. Einzelne zogen nach Canada und verschwanden unter den dortigen Indianern. Philipp selbst wurde ein Flüchtling. Zuletzt erschoß ihn ein treuloser Indianer. Sein Kind, ein Knabe, wurde als Sklave nach Bermuda verkauft. Von den Narragansetts, einst der mächtigste Stamm in Neu-England, blieben kaum noch Einhundert Männer übrig. Die Mohawks ließen sich nicht in den Kampf

verwickeln und die Mohikans blieben den Colonisten treu. In den mehr östlich gelegenen Theilen des Landes, wo in Folge der Nachricht vom Aufstand der Pokanokets ebenfalls die Indianer Feindseligkeiten begannen, dauerten diese länger fort und breiteten sich in wenigen Wochen über eine Linie von dreihundert Meilen als eine Art von Grenzkrieg aus und die Hälfte der englischen Ansiedlungen wurden zerstört. Aber es kam mit den Abenakis, diesen östlichen Stämmen, nicht zum Krieg mit entscheidenden Schlachten. Endlich, im April 1678, wurde ein Friedensvertrag geschlossen, der die Ueberlegenheit der dortigen Indianer faktisch zugestand. Denn während diese Gefangene zurückzugeben und die Wohnorte der Englischen in Ruhe zu lassen versprachen, hatten die Colonisten für jede Familie ein Peck Getreide als Abgabe zu entrichten.

Es läßt sich erwarten, daß die Indianer-Gemeinden und die ganze Indianer-Mission von diesen schreckenvollen Ereignissen nicht unberührt gelassen wurden. Sie wurden dadurch hart getroffen. Dieser Krieg war für sie auch ohne große Heere eine jammervolle Verheerung. Er brach über die ganze Mission herein wie ein eisiger Nachtsturm über einen in voller Blüthe stehenden Garten. Was auch von den vorherigen Erfolgen, namentlich der Arbeit Eliot's, übrig blieb, führte nur ein sieches, kränkelndes Leben. Am wenigsten waren die Missionen auf der Nantucket-Inselgruppe, südöstlich von Martha's Vineyard, und auf dieser Insel selbst betroffen worden. Auch die Bekehrten um die Colonie Plymouth her, die es durchaus mit den Engländern hielten und auch im Kampf auf ihrer Seite standen, hatten im Ganzen Ruhe. Aber namentlich im Arbeitsfeld der Mission Eliot's war der Schaden ein großer. Manche der kaum erst für die Predigt des Evangeliums eröffneten und gewonnenen

Indianerdörfer ließen sich vom allgemein ausgebrochenen Empörungsgeist hinreißen. Mehrere der älteren Missionsgemeinden hielten sich jedoch ruhig und blieben den Colonisten treu. Allerdings war die Lage aller mehr oder weniger christianisirten Indianerhäuflein eine sehr schwierige. Die rebellischen Indianer unter Philipp versuchten mit Locken und Drohen was sie konnten, auch die „Betenden Indianer" zur Theilnahme an der allgemeinen Erhebung zu bewegen. Die Colonisten hegten Verdacht, daß das Nationalgefühl und die alte, tiefeingewurzelte Kriegs- und Streitlust in der Indianerbrust am Ende wieder erwachen, jedes andere Gefühl überwältigen und auch die bisher zuverlässigsten Männer hinreißen werde. Und dieser Verdacht wurde durch den entschiedenen Abfall mancher bereits in der Missionsarbeit stehender Indianer noch bestärkt und traf alle Indianer ohne Ausnahme. Bei den Gräueln, welche die Indianer verübten, wie sie aus Hinterhalten über die am Tag des Herrn aus ihren Gottesdiensten friedlich heimkehrenden Colonisten herfielen, oder, während die Männer im Felde waren, auf Schleichwegen den Häusern nahten, einbrachen, Weiber und Kinder niederschlugen oder mißhandelten und in die Gefangenschaft schleppten und plünderten und niederbrannten, wie sie an Gefangenen unmenschliche Grausamkeiten begingen und überall, wo Indianer waren, Aufruhr und Krieg anzetteln wollten, bei dem Allem kann man sich nicht wundern, daß ein tiefer Haß gegen alle Indianer sich unter den Colonisten einwurzelte, daß der Krieg förmlich zum Racenkrieg wurde und der eine oder ander Theil bald weichen, und daß auch die unschuldigsten Indianer unter schwerem Verdachte leiden mußten. Es war um Vertrauen und Liebe geschehen und sogar der englische Vertheidiger, welcher der Unschuldigen sich annahm, wurde ein Gegenstand des Hasses. So wurden im Jahre 1675 eine

Anzahl Indianerchristen einer Mordthat in Lancaster beschuldigt und nach Boston gebracht. Es war gegen dieselben durchaus kein Grund der Anklage vorhanden. Die Beschuldigung war die Folge der herrschenden Gefühle des Hasses. Eliot und etliche seiner Freunde nahmen sich der Unglücklichen an und es gelang ihnen zu beweisen, daß die Verklagten mit der Mordthat rein nichts zu thun hatten. Nun aber wurde er selbst mit seinen Freunden der Gegenstand des Verdachtes und man schob ihnen unlautere Beweggründe unter. Die bitteren Gefühle auch gegen die längst bekehrten und als anerkannte christliche Gemeindeglieder lebenden Indianer stiegen so hoch, daß auch die Leute in dem uns schon bekannten Natick am Charles-Fluß sich nicht mehr sicher wußten. Die Obrigkeit der Colonie von Massachusetts sah sich deshalb veranlaßt, dieselben nach Deer-Island im Hafen von Boston, etliche Meilen vom Festland, bringen zu lassen. Eliot begegnete ihnen auf ihrer Wanderung zum Meer in der Nähe von Cambridge. Er versuchte sie zu trösten und aufzurichten. Wahrlich, es ist schwer zu entscheiden, ob sie mehr litten oder er, der nun siebenzig Jahre hinter sich hatte und nach aller Mühe und Arbeit, nach allem Beten und Lehren, nach aller Freude und Hoffnung diese schmerzvolle Erfahrung machen mußte. Auch bekehrte Indianer aus der Gegend von Stoughton wurden nach Deer-Island gebracht und zwar weil auch auf sie Verdacht gefallen war. Eliot besuchte sie mit seinen Freunden und fand sie mild gestimmt und ergeben. Aber sie hatten dort manche Entbehrung zu dulden. Noch andere Indianerchristen wurden damals nach jener Insel transportirt und zwar als Opfer des allgemeinen Mißtrauens und Hasses. Nachher, als der Krieg beendigt war, wurden alle auf Kosten der Missionsgesellschaft in England zunächst nach Cambridge bei Boston gebracht. Manche von ihnen

zogen von da an die Fälle des Charles-Flusses, andere siedelten sich in Nonantum an und in Brush-Hill in Milton County und viele zogen wieder nach Natick.

Aber gewiß ist, daß sich die ganze Missionsarbeit unter den Indianern nie mehr von den furchtbaren, damals erlittenen Schlägen erholte. Die Colonisten hatten an den Indianerchristen oft schweres Unrecht verübt, hatten die Unschuldigen mit den Schuldigen leiden lassen und in ihrem Gewissen blieb ein Stachel der Selbstbeschämung zurück. Die Indianerchristen vermochten auch nicht so leicht zu vergessen, wie ihnen von den Colonisten war begegnet worden. Eine gegenseitige Erkaltung war eingetreten. Die Missionsarbeit war in Stillstand gerathen, ja sie war rückwärts gegangen. Um das Jahr 1684 sollen sich nur noch vier Stationen bekehrter Indianer gefunden haben. Aber Cotton Mather berichtet, daß um das Jahr 1700 beinahe alle Indianer in der Provinz Massachusetts Christen schon geworden und daß ihrer wohl 30 Gemeinden mit mehr als 3000 Seelen gewesen seien. Die Indianer überhaupt aber verschwanden mehr und mehr. Man kann sagen, ihr Schicksal war mit der ersten Ankunft der europäischen Ansiedler entschieden. Die Berührung mit der Civilisation überhaupt scheint der Keim des Todes für diese Söhne der Wildniß in sich zu tragen. Sie sind trotz ihres Lebens in steter Gemeinschaft mit der jungfräulichen Natur keineswegs frei von vielen körperlichen Gebrechen. Genug verheerende Krankheiten sind bei ihnen heimisch. Dazu mag ihre in Vielem unvernünftige Lebensweise viel beitragen. Kommen sie in Berührung mit Europäern, ziehen sie sich von der Wildniß mehr in ein häusliches Leben zurück, führen sie eine mehr sitzende Lebensweise, so scheinen besonders Brustleiden sich leicht bei ihnen zu entwickeln, wie man in den Schulen, die in Eliot's Zeiten viele junge Indianer in sich aufnahmen, oft beobachtet haben will.

Mag uns der Gedanke schmerzlich berühren, daß das einst über den ganzen Continent der Neuen Welt hin herrschende Geschlecht der Indianer vor dem Eindringen und Vordringen der europäischen, kaukasischen Race verschwinden muß und dem Absterben rettungslos verfallen ist, so dürfen wir uns dadurch um die Freude am Missionswerk Eliot's und seiner Genossen und um den Dank für seinen Erfolg nicht bringen lassen. Tausenden von Seelen ist doch damals die Botschaft von Christo zu Gute gekommen und der Aufgang aus der Höhe ist ihnen erschienen. Die Arbeit im Herrn ist nicht vergeblich gewesen. Davon wird der Tag der Ewigkeit Zeugniß geben.

Welch' einen Schatten die Kriegszeit und alle ihre für die Missionssache so jammervollen Folgen in das Leben Eliot's warfen, darüber haben wir kein Wort zu verlieren. Ermuthigend mochte es ihm immerhin sein, daß zwanzig Jahre nach dem Erscheinen der ersten Ausgabe seiner Bibelübersetzung eine zweite Ausgabe nothwendig geworden war und durch die Missionsgesellschaft in England abermals bewerkstelligt wurde. Schwer empfand er den Verlust seiner Gattin Anna, die drei Jahre vor ihm im Alter von vierundachtzig Jahren starb. Sie war ihm eine treue Lebensgenossin gewesen, wußte ihn völlig zu verstehen und zu würdigen. Es wird erzählt, daß sie in der Heilwissenschaft ungewöhnliche Kenntnisse besessen habe und ihre Kunst namentlich an den Armen unentgeltlich oft mit viel Erfolg angewendet habe. Alle Privatangelegenheiten Eliot's hatte sie in ihrer Hand. Er hatte an ihr mehr als fünfzig Jahre die beste Stütze und die treueste Beratherin und Versorgerin, und ihr Hingang schnitt tief ein in seine Seele. Nach und nach wurde Eliot auch von der Last des Alters so gebeugt, daß er der Gemeinde zu Roxbury nicht länger vorstehen konnte, und während sie ihn nicht entließ, gab sie ihm

einen Gehülfen. Eine Zeitlang hatte ihn einer seiner Söhne unterstützt. Als der Tod auch ihn hinwegnahm, wurde ihm Pastor Nehemiah Walter beigesellt. Von da an war er schwer zu bewegen, wieder zu predigen. Bei diesem Anlaß erklärte er, auf jede Besoldung fortan zu verzichten, damit die Gemeinde nicht zwei Pastoren zu erhalten habe. Aber die Gemeinde gab ihm die Antwort, daß ihr seine bloße Gegenwart in ihrer Mitte wohl eine Besoldung werth sei. Ein schöneres Ehrenzeugniß konnte sie weder ihm noch sich ausstellen. Er aber wartete mit Sehnsucht auf sein eigenes Ende. Er konnte wohl scherzweise sagen, seine Amtsbrüder und Freunde, die ihm in die Ewigkeit vorangegangen waren, werden wohl denken, er sei auf den falschen Weg gerathen, weil er so lange nicht nachkomme. Er kam aber nach. Freunde, um deren Fürbitte er bat, standen um sein Bette, als er im Anfang des Jahres 1690 im sechsundachtzigsten Lebensjahre die edle Seele aushauchte. Sein Gedächtniß bleibe im Segen!



David Brainerd.

Geb. April 20, 1718; gest. October 7, 1747.



War John Eliot ein echter Repräsentant des Puritanismus und Congregationalismus Neu-Englands, so war David Brainerd, geb. zu Haddam in der damaligen Province Connecticut, am 20. April 1718, dem puritanischen Geiste enge verwandt, obwohl er seiner Verbindung nach zu den Presbyterianern gehörte. Ist es Sache des Puritanismus, den Ernst des christlichen Glaubens und Lebens in strengster Zucht über das persönliche Leben und in gesetzlicher Härte des gesellschaftlichen Daseins darzustellen, das Christenthum überhaupt als Ascese aufzufassen, so war David Brainerd ein echter Puritaner. Dazu kam aber bei ihm noch eine andere Seite, nämlich die Gefühlichkeit, eine überspannte Erregbarkeit des Gefühlslebens und ein Ueberschätzen der persönlichen Zuständlichkeit und der wechselnden Stimmungen in der Frömmigkeit. Das Jahrhundert Eliots war das des willensmächtigen Puritanismus; die Zeit Brainerds war die des erregten, krampfhaft reizbaren, gefühlsseligen oder gefühlsunseligen Methodismus. Beide Erschei-

nungen bieten Anknüpfungspunkte mit dem Spenerschen Pietismus in Deutschland dar. In der Redlichkeit der Gesinnung, in der dienstwilligen Liebe zum Herrn, in der rückhaltslosen Hingabe des Lebens zum Opfer für seine Sache hat Brainerd wenige seines Gleichen. Weit hinaus über seine Kräfte ging sein Eifer zu wirken und frühe zerbrach die schwächliche Leibeshütte im härtesten Arbeitsfeld. Aber er glänzt auch als heller Stern in der Geschichte der Indianer-Mission und ging, im eigenen Feuer sich verzehrend, frühe unter.

Brainerd hinterließ umfangreiche, von ihm gründlich und pünktlich geführte Tagebücher. Sie waren nicht berechnet für die Oeffentlichkeit. Das Führen solcher Diarien war namentlich unter christlich angeregten Leuten des vorigen Jahrhunderts eine sehr gewöhnliche Sache. Es stand bei ihnen in einer Verbindung mit der damals angestrebten, gar ängstlichen Selbstbeobachtung und Selbstbewachung. Es war ein stetes und oft höchst unfruchtbares, ja, nicht gefahrloses Registriren, wie der religiöse Barometer stehe, ob er steige oder falle, ob die Stimmung des Herzens gut oder nicht günstig sei. Bei dieser Selbstbeschauung und dem Aufzeichnen der Beobachtung konnte unvermerkt manche Eitelkeit mit einschleichen. Davon sind die Tagebücher Brainerds frei. Er ist sogar zum Pessimismus über sich selbst viel mehr geneigt als zum Gegentheil und bei dem Werth, den er den frommen Gefühlszuständen beilegte, ist er seines doch so redlichen Glaubens kaum recht froh geworden. Aber die Geschichte seines Lebensganges und seiner Wirksamkeit verdanken wir jenen Selbstaufzeichnungen über seine innern und äußern Zustände.

David Brainerd, dessen Mutter die Tochter eines Pastors, Jeremiah Hobard, war, hatte acht Geschwister. Zwei seiner Brüder griffen zum Dienst der Kirche. Einer von diesen,

John, setzte des verewigten Bruders Missionsarbeit unter den Indianern viele Jahre lang fort. Der Vater starb, als David kaum neun Jahre alt war; fünf Jahre später verlor er die Mutter. Im siebenten oder achten Jahre glaubte er die ersten ernsteren religiösen Eindrücke empfangen zu haben. Dabei überkam ihn eine schwere Besorgniß und Aengstlichkeit und verdarb ihm die Freude am jugendlichen Spiel, doch reagirte die Natur glücklicherweise gegen diese Ueberspannung. Neue, tiefere Eindrücke empfing er, als eine tödtliche Krankheit in seinem Geburtsort Haddam um sich griff. Es war dies im Jahre 1732, in welchem er auch seine Mutter verlor. Für einen wahrhaft bekehrten Menschen konnte er sich auch jetzt noch nicht halten. Die Zeit von April 1733 bis April 1737 brachte er in East-Haddam zu, das darauffolgende Jahr in Durham und hier war er bei der Landwirthschaft thätig, wurde zugleich mehr über seinen Wandel vor Gott wachsam und der Gedanke, daß er sich dem Predigtamt weihen wolle, gewann Raum in ihm. Im Jahr 1738 kam er wohl deshalb unter die besondere Aufsicht des Pastor Fiske zu Haddam, setzte nach dessen frühem Tode seine Studien unter dem älteren Bruder Nehemiah fort und führte nun ein Leben in großer, ängstlicher Strenge über sich selbst. Dabei aber wurde ihm sein Glauben zu einem wahren Druck der Angst und tiefer, langandauernder Niedergeschlagenheit. Statt einer herzlichen Glaubensfreudigkeit und einer kindlichen Hingabe an den Herrn stößt man bei Brainerd auf die unliebsamste Selbstquälerei der eigenen Gedanken, auf eine ungesunde Skrupulosität und ein Zernagen des eigenen Innern, statt daß er freudig die Gerechtigkeit Christi als armer Sünder ergriffen und der freien Gnade Gottes froh gedankt hätte. Es war doch dahinter viel eigenes Wesen und vielleicht kaum recht bewußtes Streben nach Selbstgerechtig-

keit. Wenn man liest, wie Brainerd sich dabei selbst quälte mit der trostlosen Unzufriedenheit mit sich selbst, so wird man lebhaft an Luther's Zeit und Zustand im Kloster zu Erfurt erinnert. Vergessen kann man dabei nicht, daß es dem jungen Luther so erging vor der Reformation und dem Wiedererstehen des Evangeliums, dem armen Brainerd aber lange, lange nachher. Da war die Offenbarung in Christo doch auch noch viel zu wenig als Evangelium erkannt. Als gute Botschaft der vergebenden Gnade und der rettenden Liebe wurde es viel zu wenig erkannt, gelehrt, geglaubt, gelebt und genossen. Brainerd wurde sich selbst dessen klar bewußt, daß er „der geheimen Hoffnung lebte, sich durch genaue Erfüllung religiöser Pflichten Gott zu Gnaden empfehlen zu können.“ Das war gesetzliche, unevangelische Selbstquälerei. Er brachte Tage mit Fasten, viele Stunden mit ängstlichem Beten hin. Die Gottseligkeit wurde ihm auf diesem Wege zu schwerer Last, nicht zur Seligkeit. Statt daß er freudig, dankbar, vertrauensvoll, hingebend dem Wort und der Zusage Gottes von der Vergebung der Sünden glaubte, meinte er, wie durch eine spezielle Offenbarung und eine absonderliche Ergießung der Liebe Gottes in sein Herz es im Gefühl haben zu müssen. Das war eine Einseitigkeit, aber ganz im Geiste seiner Zeit. Unsere Seligkeit, unser Gnadenstand darf sich nie gründen auf das Gefühl, sondern muß trauen dem Wort. Das Gefühl ist ohnehin etwas durch zahllose äußere Umstände, innere Zustände so vielfach beeinflußtes, es ist so verschieden bei verschiedenen Individuen, daß sich darauf gar nicht zu verlassen ist. Und von diesen Schwankungen des Gefühlslebens hat auch Brainerd seine ganze Pilgerschaft hindurch viel zu leiden gehabt. An der Redlichkeit seines Wesens können wir keinen Augenblick zweifeln und auch nicht an dem Ernst seines Willens, wohl aber

an der Reife und Klarheit seiner christlichen Erkenntniß. Und doch finden sich genug Stellen bei ihm, die hinreichend anzudeuten scheinen, daß er wußte, um was es sich bei der Heilsaneignung handle. Er sah ein, daß er immer hinter der Forderung des Gebotes Gottes zurückblieb, daß auch gar nicht die Werke, sondern den Glaube in Gottes Augen gelte; wie er recht glauben und zu Christo kommen sollte, das machte ihm schon wieder Schwierigkeiten. Und zu dem stieß er sich, der doch selbst Calvinist war, wieder an der Prädestinationslehre seiner eigenen Kirche, daß Gott von aller Ewigkeit her das Recht und die Macht habe, als absoluter Herrscher die einen seiner Geschöpfe zur Seligkeit, die andern zur Verdammniß voraus zu bestimmen. Allerdings aber hatte er auch Stunden und Zeiten und besonders seit dem Jahre 1737, in welchen er mit großer Freude im Geist erfüllt wurde und die Liebe Gottes in der Vergebung der Sünden tief empfand. Natürlich immer auf der Sonnenhöhe solcher Seligkeit zu bleiben war in dieser Welt unmöglich. So kommen also immer wieder Schwankungen vor und von Etwas, das diesem Zustand immerhin ähnelt, weiß am Ende jeder gläubige und ernstere Christ zu sagen. Brainerd aber wurde durch sein Fühlenwollen zur Selbstquälerei in seinen eigenen Gedanken getrieben. Weniger litt er davon, als er einmal in's amtliche Wirken eintrat und mehr nach Außen gerichtet wurde. Aber es ging ihm doch sein Leben lang nach. Bei einer zarten, schwächlichen, nervösen Constitution litt er um so härter darunter.

Im September des Jahres 1737 bezog er Yale-College, seit 1716 zu New-Haven in Connecticut bestehend. Auch hier zeigte sich bei ihm der Hang zum Alleinsein und zum Meditiren über sich selbst. Bisweilen schlug ihm das zur Freude aus, bisweilen zur Trauer. Uebermäßiges Studiren brachte ihn körper-

lich herunter und zwar so sehr, daß er für eine Zeit die Anstalt verlassen mußte. Als er im Herbst 1739 zurückgekehrt war, fand in derselben eine „Allgemeine Erweckung“ statt und in diese aufflackernde Bewegung der Seelen wurde auch er mit hineingerissen. Das war die Zeit, in welcher Georg Whitefield seinen ersten großen geistlichen Feldzug durch die Nord-Amerikanischen Colonien eben vollendet hatte und nach England zurückkam. Ganz außerordentlich war der augenblickliche Erfolg seiner wunderbaren Beredtsamkeit, wie man auch über die dabei angewendete „Methode“ und über die Folgen einer so ganz auf einseitige Gefühlsanregung gerichteten Weise, Frömmigkeit in bisher kalten, unwissenden, abgestumpften, todten Seelen zu pflanzen und in Anderen zu fördern, denken mag. Allerdings war die Gefühlsfrömmigkeit auch gerade damals nichts Neues. Sie war unter Quäkern und anderen Parteien längst bald da bald dort heftig ausgebrochen und hatte sich je und je bis zum Fanatismus überhitzt. Aber beredtere Advokaten als die Stifter des Methodismus, Wesley und Whitefield, hat sie nie gefunden und mit mehr Methode ist sie nie betrieben worden. Gelegentlich sei bemerkt, daß auch Wesley im Herbst des Jahres 1735 nach der Provinz Georgien gezogen war mit der besonderen Absicht, Mission unter den dortigen Indianern zu treiben, ein Zweck, der ihm so wenig gelang als den Herrnhutern, mit welchen er dort zusammentraf, was auf sein religiöses Leben von nachhaltigem Einfluß wurde. Als er im Jahre 1738 zurückkehrte, ging Whitefield zuerst nach Georgien und hat sich nachher in den Colonien auch um das Schicksal und die Bekehrung der Negersklaven bekümmert, aber ohne weiteren Erfolg. Whitefield hat auch in New-Haven gepredigt, wo Yale-College sich befindet. Und er hatte unter den Presbyterianern weithin starken Anhang. Man

muß nicht übersehen, daß auch in der presbyterianischen Kirche sehr viele Lauheit in der Lehre geherrscht hatte. So hatte ein Prediger, Sam. Hamphill, in Philadelphia offen den Deismus gepredigt und damit die Gottheit Christi geleugnet. Natürlich hielt Benj. Franklin von ihm viel und hörte ihn gerne. (E. H. Gillett, History of the Presbyterian Church in the United States, I, 66 ff.)

Um die Zeit jener sich weithin durch die Provinzen verbreitenden religiösen Erregung, durch welche auch W. Brainerd neue Impulse empfing, begann er ein ganz genaues Tagebuch, welches er mit Pünktlichkeit dreizehn Monate lang fortsetzte, aber noch vor seinem Tode zu verbrennen befahl. Es mag ihm wohl später klar geworden sein, daß damals seine religiöse Erregung an allzuviel Einseitigkeit litt. Es hängt damit wohl auch zusammen, daß er es erleiden mußte, aus der Lehranstalt verwiesen zu werden. Leute, welche ihre religiösen Gefühlserregungen überschätzen, sind in der Gefahr, darnach Andere zu beurtheilen und zu unterschätzen, die von solchen Zuständlichkeiten nicht so hoch denken. Und so wurde einer von den Lehrern der Anstalt, der an dem schwärmerischen Treiben seinen Geschmack nicht fand, von Brainerd einigen Vertrauten gegenüber dahin beurtheilt, daß „er von Gnade so viel wisse als der Stuhl da." Dies unweise Wort und andere Anstöße, welche Brainerd in seinem besonderen frommen Eifer gab, veranlaßten seine Ausweisung. Es geschah dies im Winter des Jahres 1742; kurze Zeit nachher hätte er den Cursus vollendet mit allen Ehren. Bei einem Besuch in der Lehranstalt im Jahre 1743 legte Brainerd vor den Vorgesetzten derselben ein Bekenntniß ab, daß er damals mit solchen Worten sich verfehlt habe. Allein sie wollten ihm doch die ehrenvollen Entlassungszeugnisse nur dann ausstellen, wenn er zwölf volle Monate in der Anstalt zugebracht habe.

Er ging nun zunächst nach seinem Abgang von dort im Frühjahr des Jahres 1742 zu Pastor Mills in Ripton. Unter seiner Leitung und unter dem Rath und der Beihilfe anderer benachbarter Pastoren begann er nun, sich für das Predigtamt speziell vorzubereiten. Er war damals gerade vierundzwanzig Jahre alt. Das mag wohl auch mit berücksichtigt worden sein, als ihm nach vorangegangener Prüfung schon am 27. Juli von einer dazu berufenen Commission von Pastoren eine Licenz zum Predigen des Evangeliums ausgestellt wurde. Hiervon machte er nun bei Gelegenheit an verschiedenen Orten Gebrauch, fühlte sich aber willig als Missionar unter den Heiden zu wirken und nahm schon um jene Zeit Antheil an dem kläglichen Zustand der Indianer, mit denen man damals noch leicht überall in den Colonien in Berührung kam. Schon um jene Zeit stellten sich Zeichen ein, daß seine Gesundheit keineswegs sehr kräftig sei.

Im November desselben Jahres 1742 finden wir ihn wieder zu New-Haven und hier kam ihm ein Schreiben von Pastor Ebenezer Pemberton, einem angesehenen Prediger der Presbyterianer zu New York, zu, das ihn zu einer Conferenz mit mehreren Amtsbrüdern, betreffend die Mission unter den Indianern, einlud. Die Sache zündete augenblicklich in seinem Gemüthe. Er traf sofort in New York ein, wo „ihn der Lärm und die Unruhe der Stadt verwirrte,“ aber fand auch ein Committee von Pastoren aus den Provinzen New York, New Jersey und Pennsylvanien, welche im Auftrag der Gesellschaft für die Verbreitung des Evangeliums (Society for propagating Christian knowledge), die ihren Hauptsitz in Schottland hatte, ihn prüften, ihn auch in ihrer Gegenwart predigen ließen. Die Folge war, daß er sofort in den Missionsdienst genommen wurde. Zunächst aber reiste er wieder nach Connecticut

und dort nach Southbury, im westlichen Theile der Provinz. Dort veranlaßte er einen jungen, ihm befreundeten Mann, daß er sich dem Studium widmete, um später der Kirche zu dienen, und Brainerd machte sich verantwortlich, die Kosten der Ausbildung aus seinen eigenen, ihm von seinem Vater hinterlassenen Mitteln, zu bestreiten. Im Winter 1743 finden wir ihn, da diese Jahreszeit für den Beginn der Missionsarbeit unter den Indianern nicht passend war, eine Zeit lang auf Long-Island in East-Hampton. Man hatte den Gedanken, ihn zu den Indianern zu senden an den Forks of the Delaware, d. h. in die Gegend der Vereinigung des Delaware mit den Wassern des Lehigh und Bushkill, wo jetzt Philippsburg in New Jersey und Easton in Pennsylvanien liegen, gehegt, aber wieder aufgegeben. Jetzt aber wurde ihm sein Arbeitsfeld angewiesen in Kaunaumeek, in den Wäldern zwischen Albany und Stockbridge, östlich von Albany in der Provinz New York unter den dortigen Indianern. Dorthin richtete er jetzt seine Schritte und kam am 31. März zu Missionar Sargeant, der bereits in Stockbridge unter den Indianern der Gegend wirkte.

Was die Indianer, welche um jene Zeit in der damaligen Provinz New York lebten, betrifft, so haben wir es hier mit einem von den Indianern Neu-England's, deren Eliot, Mayhew's und andere gottesfürchtige Männer sich annahmen, ganz verschiedenen Zweig der Nord-Amerikanischen großen Indianer-Familie, zu thun. Die Indianer der Provinz New York gehörten größtentheils zu dem großen Volk der Iroquois. Kriegerisch, wie sie waren, hatten sie im vorigen Jahrhundert ihre Herrschaft in der Richtung von Nord nach Süd an zwölfhundert Meilen, von Ost nach West an sechshundert Meilen weit ausgedehnt. So wenigstens berichtet Charles Inglis, um 1770 assistirender

Pastor an der bischöflichen Dreieinigkeitskirche zu New York und nach dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg erster Bischof von Nova Scotia, der sich veranlaßt sah, denselben seine Aufmerksamkeit zu schenken. Eigentlich bestanden die Iroquois aus fünf conföderirten Nationen, den Mohawks, Oneidas, Onondagas, Cayugas und Senecas. Mit ihnen hatten sich im vorigen Jahrhundert die aus dem Süden, von Nord-Carolina durch die Ansiedler verdrängten Tuscaroras vereinigt. Von ihnen sollen in der Umgebung der Niagara-Fälle noch Nachkommen als Ackerbauer leben. Die Tuscaroras und die Iroquois — letztere besonders mit Ausnahme der durch französische römisch-katholische Missionare dem Papstthum untergeordneten — erwiesen sich während der Kriege der Franzosen mit den Engländern um die nordamerikanischen Provinzen als treue und mächtige Alliirte der Letzteren. Aber ihr stetes Kriegführen hat auch ihre Zahl und namentlich die der Mohawks, des hervorragendsten Zweiges, sehr vermindert. Die Mohawks gaben bei den meisten Berathungen und Entschlüssen den Ausschlag. Sie nahmen die östliche Flanke des ganzen Gebietes der Iroquois ein, unter ihnen wurde am meisten missionirt und ihr ganzer Stamm wurde christianisirt, ist aber wie die anderen Stämme nur noch in der geschichtlichen Erinnerung vorhanden. Auch von diesen sind Theile durch die Arbeit der Missionare dem Christenthum zugeführt worden, namentlich unter den Oneidas. Der oben genannte Charles Inglis legte auf die Christianisirung der Iroquois ein großes Gewicht auch um politischer Rücksichten willen, weil er überzeugt war, daß wenn sie den evangelischen Glauben hätten, würden sie um so fester zu England stehen. Damals drohte immer noch Frankreich als gefährlicher Feind. Inglis macht darauf aufmerksam, daß die Iroquois selber Missionare zur Arbeit unter ihnen verlangt

haben; daß man nun, wenn sie Christen geworden, Hoffnung habe, in bleibendem Frieden mit ihnen selbst zu leben; daß sie gerade dann auch die Grenzen viel sicherer machen würden; daß eben dadurch die schnellere Ansiedelung des ganzen Gebietes ermöglicht würde, daß der Handel mit den Indianern selbst und auch sonst sich nothwendig heben müsse. So lange der Indianer als Heide seinem Hang zur Trägheit, Unmäßigkeit und Rohheit hingegeben bleibe, könne man nicht erwarten, daß die Bevölkerung in der Provinz überhaupt zunehmen werde. Vor Allem aber sei nicht zu vergessen, daß bei der Gründung der Colonien in Nord-Amerika die Bekehrung der Eingeborenen zum Christenthum ein klar ausgesprochener Hauptzweck gewesen sei. Es wäre das größte Unrecht, sie nicht den Segen des Christenthums genießen zu lassen, nachdem ihnen durch unwürdige Christen Laster zugeführt worden seien, die ihnen zuvor unbekannt waren, wie namentlich die Unmäßigkeit. Ihr Zustand sei beklagenswerth; nur das Christenthum könne da Besserung schaffen. Bei der Kriegslust der Irokesen sei es für die englische Regierung im Lande und für alle Ansiedler bei weitem das Beste und Sicherste, daß diese Wilden civilisirt werden. Inglis geht dann auf die Frage ein, wie dies am leichtesten bezweckt werden könne. Man müsse dabei der Lage, den Vorurtheilen, dem Temperament, der Neigung der Indianer und noch anderen Umständen gehörig Rechnung tragen. Zunächst verlangt er für die Arbeit unter ihnen zwei Missionare, deren einer in Conajoharie, der andere in dem alten Oneida residiren solle. Sodann wünscht er die Anstellung von mehreren Schullehrern in verschiedenen Orten und die Versorgung der Indianer mit den nöthigen Gebetbüchern und anderen Schriften in der Indianersprache. Namentlich fordert er auch die Sendung von Schmieden und anderen Handwerkern unter die Indianer

und befürwortet die Gründung einer Bildungsanstalt für die Begabteren unter diesen. Er ist überzeugt, daß durch Ausführung dieses Planes, den er noch näher im Einzelnen beschreibt, viel Gutes unter den Indianern erzeugt und der Zweck ihrer Christianisirung erzielt würde. Er widerlegt auch Einwürfe, die ihm etwa gemacht werden möchten.

Aber lange, ehe Inglis sich mit diesen Gedanken abgab, waren auch schon von evangelischen Sendboten Versuche zur Bekehrung unter den Iroquois gemacht worden. Und unter sie gehört nun gerade auch die Arbeit David Brainerd's in Kaunaumeek, eine Lokalität, etwa zwanzig Meilen von Stockbridge in Massachusetts, nahe der Grenze von New-York, und etwa ebensoweit von Albany am Hudson. Und was auch die schwachen Seiten seiner ängstlichen, mit Hypochondrie behafteten Religiosität gewesen sein mögen, er hat sich als einen in der Selbstverleugnung geübten, in der Diensttreue ernsten Diener Christi bewiesen.

Zuerst fand er etwa anderthalb Meilen von seinem Indianerdorf sein Unterkommen im Blockhaus eines schottischen Ansiedlers. Der Boden bestand aus der bloßen Erde. Sein Bett war eine Streu von Stroh. Natürlich war ihm die Unterhaltung, die er da fand, keineswegs befriedigend. Besonders kränkte es ihn, wenn am Tag des Herrn über weltliche, werktägige Dinge verhandelt wurde. Gerne suchte er die stille Einsamkeit der Wälder zum Gebet und zur Betrachtung. Mit Eifer ging er an die Arbeit unter den Indianern. Und hier hatte er sich im Predigen, Unterrichten und im Gespräch eines jungen, begabten Indianers zu bedienen. Dieser war die einzige Person, welche richtiges Englisch sprach. Sonst hörte er dort weit und breit nur das Schottische der Hochlande und das Indianische. Am meisten fühlte er den Mangel des Umgangs mit erfahrenen Christen. Missionare stan-

den freilich im Interesse verschiedener kirchlicher Parteien an allerlei Punkten. Der Herrnhuter Pyrläus besuchte in jenem Jahre 1743 im Sommer die Mohawks, kam nach dem ebenfalls östlich vom Hudson gelegenen Missionsort Shecomeco, ging dann nach Conajoharie, wo Rauch missionirte und die Indianer ein festes Lager hatten, suchte weiter vorzudringen, mußte aber der Gewalt weichen. Dort war auch Henry Barclay als Katechist von den Bischöflichen stationirt, von dessen Kenntniß des Indianischen er Vortheil ziehen wollte, der ihn aber wenig ermunterte. Barclay starb 1764 als Rector der Trinity Church in New York. In Shecomeco war im Jahr zuvor Graf Zinzendorf selbst gewesen. Als Missionar unter den Mohawks ist auch zu nennen Joh. Jac. Oel, der unter ihnen wirkte von 1750 bis zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges. Von den Missionen der Herrnhuter und von der Indianer-Bildungsanstalt zu Libanon, Conn., haben wir noch besonders zu reden. In dem bereits genannten Stockbridge stand Sergeant als Indianer-Missionar und durch ihn hatte der Indianer, der nun Brainerd als Dolmetscher diente, christlichen Unterricht empfangen. Er verstand auch das Englische wohl und schrieb eine gute Handschrift.

Brainerd läßt uns in seinen Aufzeichnungen in manche Schwierigkeiten blicken, mit denen er zu kämpfen hatte. Das Land, auf welchem seine Indianer lebten, nahmen bereits holländische Speculanten als ihr käuflich erworbenes Eigenthum in Anspruch und dachten, die Indianer zu vertreiben. Dem Missionar selbst waren sie gerade wegen seiner Arbeit feind. Nach etwa dreimonatlicher Arbeit sah er sich genöthigt, unter den Indianern selbst zu wohnen und zu leben, um durch stetigen Umgang und Ueberwachung mehr Einfluß zu gewinnen und herrschenden Uebeln zu begegnen. Anfangs lebte er einen Monat lang in einem der indianischen Wig-

wams, baute sich aber während dieser Zeit, meistens mit seiner eigenen Hände Arbeit, eine Hütte und war nun wenigstens dort für sich allein. Nun aber empfand er den Mangel geeigneter Nahrung sehr schmerzlich. Um Brod, das ihm zusagte, zu bekommen, mußte er zehn bis fünfzehn Meilen weit senden. Oft war es schon schimmelig und sauer, ehe er es empfing. Oft war er Tage lang ganz ohne Brod und mußte sich die Speise aus Welschkornmehl selbst bereiten. Er war angewiesen, während des Winters möglichst viele Zeit bei Missionar Sergeant in Stockbridge zuzubringen, um unter ihm die indianische Sprache zu erlernen. Dabei hatte er zwanzig Meilen durch völlig unbewohnten Urwald zu reiten und litt dabei in bitterkalten Wintertagen empfindlich. Es war ihm doch in seiner stillen, armseligen Wohnung unter seinen Indianern am wohlsten. Sein Dolmetsch war als Schullehrer unter denselben angestellt worden und von der Schule erwartete er große Beihilfe für die Mission.

Ueber die Art und Weise, wie er die Indianer zu Erkenntniß der christlichen Wahrheit zu bringen suchte, sagt er selbst in einem Schreiben an den schon früher genannten Pastor Ebenezer Pemberton zu New York, daß er sich vor Allem angelegen sein lasse, auszufinden, was für ihre Auffassungskraft am besten tauge; er halte sich an die Hauptpunkte christlicher Lehre und zwar mit Beziehung auf ihre nothwendige Herzensbekehrung; er suche sie zur Einsicht ihres sündhaften und verlorenen Zustandes zu bringen und zur Erkenntniß Christi als ihres Erlösers und Seligmachers; er habe, nachdem er ein Paar Monate unter ihnen gewesen, einige für sie passende Gebete in ihrer Sprache verfaßt und habe dieselben bald mit ihnen beten können. So habe er auch etliche Psalmen für sie übersetzt und sie haben sie beim Gottesdienst benützt; auch aus der biblischen Geschichte versuche er, ihnen das Nöthigste

und Bedeutsamste beizubringen und zwar aus dem Alten und Neuen Testament; er habe ihnen sofort besonders das Evangelium Matthäi gelesen und erklärt; er habe dazu hauptsächlich die Abende benutzt, wo sie zumeist in größerer Anzahl zu Hause zu finden seien; der Schule, die sein Dolmetsch hielt, habe er nach Umständen fleißig beigewohnt und zu den Kindern und jungen Leuten geredet; er glaubte, bei Manchen erfreuliche Fortschritte wahrnehmen zu können. Am meisten ermuthigte es ihn, daß er bei diesen Söhnen der Wildniß je und je Spuren eines tiefern Eindrucks auf die Herzen glaubte wahrnehmen zu können.

Indessen sollte Brainerd auf dieser Station nicht allzulange ausharren. Man sah ein, daß an jenem Punkte der Indianer zu wenige waren und sie ließen sich überreden, in die Gegend von Stockbridge zu ziehen und dort sich anzusiedeln, wo sie in die geistliche Pflege des uns schon bekannten Missionar Sergeant kamen und sichere Wohnplätze erhielten. So sah sich denn Brainerd in der Lage, die Gegend zu verlassen, in der er fast ein Jahr lang nicht ohne Segen unter viel Mühe und Entbehrung gewirkt hatte.

Der Arbeit selbst war er nicht müde geworden; das zeigte sich, als ihm um jene Zeit von verschiedenen Gemeinden Anträge gemacht wurden, bei ihnen als Pastor einzutreten, so von East-Hampton aus, einer der lieblichsten Colonien auf Long-Island, und von Millington, nahe seinem Geburtsort und unter seinen Verwandten. Aber er hatte es nun einmal mit sich und seinem Gott ausgemacht, daß er Missionar unter den Indianern sein wolle. Und diesem Entschluß blieb er auch jetzt treu, obwohl er Gelegenheit genug gehabt hatte, mit den Schwierigkeiten dieser Arbeit gründlich bekannt zu werden.

So folgte er der Aufforderung, die an ihn erging, die Missionsarbeit an den Indianern am Delaware-Fluß auf den

Grenzen von Pennsylvanien und New-Jersey zu treiben. Auf äußerst beschwerlichen Wegen machte er die Reise dorthin, fand unterwegs sehr wenige Ansiedelungen, nahm Gelegenheit zu den Minnissinks-Indianern zu reden, kam am 12. Mai 1744 zu einer Ansiedlung von Irländern und Deutschen und zwölf Meilen weiter nach Sakhauwotung, wo die Indianer ein Dorf oder einen Lagerplatz hatten, in der Gegend die wir als Forks of the Delaware kennen lernten, ein Landstrich, der eben keineswegs eine einzelne bestimmte und eng abgegrenzte Loçalität bezeichnet, sondern den Strich zwischen dem jetzigen Easton und dem Delaware Water Gap.

Die ersten Eindrücke, die er hier empfing, waren keineswegs günstig. Es war gerade Sonntag und ihn bei seinen strengen Ansichten vom Sabbath berührte es höchst unangenehm, daß die Kinder in ihren gewöhnlichen Spielen begriffen waren. Auch fehlte ihm noch ein Dolmetsch, der zwischen ihm und den Indianern vermittelt hätte. Doch fand er Gelegenheit, einigen Irländern, die wenige Meilen entfernt wohnten, zu predigen. Im Juni begab er sich nach Newark in New Jersey, wo er vor dem versammelten Presbyterium geprüft wurde und dann am 12. Juni die Ordination empfing. Am 17. Juni war er wieder bei den Indianern am Delaware. Der Schwierigkeit, unter diesem Volke etwas zur Ehre Gottes und zum Heil der Seelen auszurichten, war er sich so völlig bewußt, daß er um jene Zeit in sein Tagebuch schrieb: „Für das Auge der Vernunft ist Alles, was sich auf die Heidenbekehrung bezieht, so dunkel wie die Mitternacht." Aber auch solche Gedanken entmuthigten den Mann des Glaubens nicht. Er ging an die Aufgabe als ein rechter Beter. Nicht ferne von seiner damaligen Wohnung hatte er ein Plätzchen im Walde, wo er gewohnt war, mit Gott zu reden.

Und seine Arbeit im Herrn war auch hier keineswegs vergeblich. Nicht nur hatte er da und dort durch seine Predigten zu den Herzen der weißen Ansiedler, die hin und her in der Zerstreuung in jener Gegend lebten, Zugang gefunden, sondern er konnte wahrnehmen, daß auch auf Indianerherzen, so bald er einmal zu ihnen zu reden vermochte, bisweilen Eindrücke gemacht wurden. Auch hier lebten sie sehr zerstreut. Er hatte oft auf unwegsamen Pfaden viele Meilen weit zu reiten, um ein Häuflein derselben zu finden und zu ihnen zu reden. Oft war ihm seine körperliche Schwachheit dabei sehr im Wege. Er sagte einmal, er sei nicht im Stande gewesen zu stehen und habe sitzend reden müssen. Wo er wohnte, hatte er Anfangs nur etwa zwanzig oder fünfundzwanzig Zuhörer. Nach und nach wurden ihrer mehr als vierzig. Im Herbste jenes Jahres konnte er berichten, daß eine Anzahl Indianer ihren Götzendienst aufgegeben haben und auch von den wilden Festlichkeiten wegbleiben, die unter ihnen gehalten wurden. Einigen sei wirklich an dem Heil ihrer Seelen gelegen und sie suchen auch andere auf den besseren Weg zu bringen. Besonders schwer wurde ihm die Arbeit durch die bei den Indianern herrschenden Vorurtheile gegen das Christenthum, an welchem elende, nichtswürdige sogenannte Christen hauptsächlich schuldig seien; durch die Anhänglichkeit der Indianer an die Gewohnheiten, Ansichten und die ganze Lebensweise ihrer Vorfahren, von welchen sie sich so schwer losreißen; durch den Einfluß der sogenannten Powows, ihrer Zauberkünstler, vor welchen sie tief eingewurzelte abergläubige Furcht hegen, und durch ihr unstetes und ungeordnetes Leben, indem sie bald da bald dort sind, und so die Gelegenheit, sie gehörig zu unterrichten, gar sehr erschwert wird. In dem schon genannten Sakhauwotung predigte er gewöhnlich in der geräumigeren Wohnung des Königs oder

Häuptlings. Dieses Indianerdorf soll sieben Meilen unterhalb dem Gap gelegen haben und hieß später Allen's Ferry (s. Brodhead's Delaware Water Gap.) Fünfzehn Meilen südlich vom Gap war eine andere Missionsstation Brainerd's, Clistowackin, wo er eine Zeitlang residirte. (Ibid.)

Im Herbst desselben Jahres unternahm er eine Reise zu den Indianern am Susquehanna-Fluß, wobei ihn sein Dolmetsch und zwei Indianer-Häuptlinge aus den Forks of the Delaware begleiteten. Es war dies um jene Zeit eine gefahrvolle und beschwerliche Reise. Es wurde ihm von den Indianern gestattet, zu ihnen zu reden; er besuchte sie auch in ihren Wigwams und sie verschoben sogar eine bereits beabsichtigte Jagd, um ihm nochmals Gelegenheit zu geben, zu ihnen zu reden. Er fand auf der Rückreise Anlaß, auch europäischen Ansiedlern das Evangelium zu verkündigen. Im Spätherbst desselben Jahres wurde er auf einer Reise nach New York von rauher, nasser Witterung überfallen und lag mehrere Tage krank; auf der Rückkehr verirrte er sich in finsterer Nacht in der Wildniß, fand aber zuletzt doch noch ein Haus, wo er freundlich aufgenommen wurde. Nachher war er noch im Dezember beschäftigt, sich eine eigene Hütte zu bauen, um den Winter über besser zu wohnen. Seine Indianer aber, die doch bisweilen Besseres versprachen, betrübten ihn gar sehr, indem sie wieder an einem ihrer wilden Feste und Gelage Antheil nahmen. Bisweilen aber fand er sich wieder ermuthigt und ermuntert und glaubte, Wirkungen seiner Arbeit unter ihnen wahrnehmen zu können. Im Februar des Jahres 1745 predigte er, da sein Dolmetsch abwesend war, den meisten Ansiedlern der Gegend, die aus einem Umkreis von dreißig Meilen zusammenkamen; einzelne waren zwanzig Meilen hergereist. Nachher bediente er sich eines Deutschen, den er fand, als eines Dolmetsch,

um zu den Indianern zu reden, sagt aber, er sei „schlecht bedient“ gewesen. Im Monat März trat er eine Reise nach Neu-England an und trug sich damals mit der Absicht, später an den Susquehanna-Fluß zu ziehen und unter den dortigen Indianern zu wirken; machte auch nach seiner Rückkehr eine Reise nach Philadelphia, um durch den Gouverneur der Provinz sich von dem Häuptling der sog. Sechs Nationen die Erlaubniß zu verschaffen, am Susquehanna wohnen und unter den Indianern dort wirken zu dürfen. Im Mai zog er sofort wieder an den Susquehanna, bereiste an demselben eine Strecke von einhundert Meilen, besuchte ihre Dörfer und sonstigen Wohnplätze, und redete durch Dolmetschen zu verschiedenen ihrer Stämme. Hier fand er einige Indianer, die ihn in Kaunaumeek in der Provinz New York gekannt hatten und sich freuten, ihn wieder zu sehen und zu hören. Er blieb ein Paar Wochen unter den Indianern, erkrankte aber, da er oft auf der bloßen Erde schlafen mußte, auf der Rückkehr und kam am 30. Mai zu Hause in großer Schwachheit an, nachdem er im Ganzen dreihundert und vierzig Meilen zurückgelegt hatte. Schon am 7. Juni finden wir ihn wieder auf dem Wege zu einem fünfzig Meilen entfernt gelegenen Ort am Neshaminy, der in Pennsylvanien durch Bucks County strömt und bei Bristol in den Delaware mündet. Dort assistirte er einem Amtsbruder und wurde durch den Umgang mit gläubigen Christen geistlich erquickt.

Nun finden wir ihn aber am 19. Juni in Croßweeksung, jetzt Croßwicks, in Burlington Co., N. J., eine geraume Strecke in südöstlicher Richtung von den Forks. Er kam dorthin von New-Brunswig in New Jersey, über das schon damals existirende Städtchen Cranberry. Es scheint, er sehnte sich nach einem Arbeitsfeld, wo er mit mehr Erfolg hätte wirken können. Er

fand Anfangs hier nur sehr wenige Indianer und hatte sieben oder acht Zuhörer. Bald aber kamen mehrere herbei, wohl an vierzig und fünfzig. Mehrere Tage hindurch redete er täglich ein paar Mal zu ihnen. Als er am 2. Juli Abschied nahm, wurde er dringend aufgefordert, wieder zu kommen. Zurückgekehrt zu den Forks fand er, daß es doch Unrecht wäre, hier abzubrechen. War ihm auch wenig Ermuthigung hier geworden, so war seine Arbeit doch keineswegs ohne Wirkung geblieben. Auf einzelne Seelen war doch ein tieferer Eindruck hervorgebracht und von ihnen ging ein guter Einfluß auch auf andere aus. Im Juli geschah es nun, daß an einem Sonntag sein Dolmetsch sammt seiner Frau sich öffentlich zum Christenthum bekannte. Eine erfreuliche Veränderung des Sinnes war an Beiden nicht zu verkennen. Der Mann war, seit ihn Brainerd im Sommer des vorigen Jahres in seine Dienste genommen hatte, anstellig und passend befunden worden; war mit dem Englischen so wohl bekannt als mit der Indianersprache und mit der Lebensart beider Nationen und wünschte selbst, daß seine Volksgenossen, die Indianer, sich mehr der englischen Sitte anbequemen würden. Aber von religiöser Erkenntniß und Leben war an ihm nichts wahrzunehmen und das war kein geringes Hinderniß, da durch ihn jedes Wort der Lehre zu den Indianer-Ohren und Herzen kommen mußte. Er war auch dem Trunke ergeben gewesen, hatte dieses Laster indessen abgelegt. Schien es auch schon früher, daß bisweilen das, was er hörte und wieder zu sagen hatte, einen Eindruck auf ihn mache, so war das doch nur vorübergehend. Jetzt war es anders geworden. Das ließ sich unzweideutig an seinem ganzen Verhalten wahrnehmen und besonders auch in der Art und Weise, wie er jetzt mit den Indianern verkehrte und zu ihnen redete. Man fühlte, daß er nicht nur der Mund eines Andern war,

sondern selbst für die Wahrheit in Christo erwärmt wurde. Er war jetzt etwa fünfzig Jahre alt und Brainerd hegte von ihm gute Hoffnung, fand sich auch ermuthigt, ihn am 21. Juli im Namen des Dreieinigen Gottes zu taufen.

Im August besuchte er wiederum die Indianer in Croßweeksung und predigte denselben täglich. Er fand sie sehr empfänglich für die Predigt von Christo. Es waren ihrer etwa zwanzig, an denen eine große innere Bewegung unverkennbar war. Ein Pastor einer Ansiedlergemeinde in der Nachbarschaft lud ihn ein, ihm bei der Feier des heil. Abendmahls zu assistiren. Er nahm seine Indianer mit; es mögen ihrer jetzt wohl fünfzig gewesen sein. Sie saßen in der Kirche für sich und Brainerd nahm Gelegenheit, auch zu ihnen einige Worte besonders zu reden. Auch sonst an verschiedenen Orten drang er in sie ein und es entstand eine Bewegung unter ihnen. Manche kamen zur Erkenntniß ihrer Sündhaftigkeit und zum Glauben an Christus; man konnte sie seufzen und beten hören. War nun darin auch zu viel von vorübergehender Gefühlserregung und legte auch Brainerd auf gewisse äußerliche, damit verbundnen Symptome, zu viel Gewicht, so dürfen wir uns doch nicht wundern, daß er über solche Zeichen der Wirkung des gepredigten Wortes und der göttlichen Gnade hoch erfreut war und in seiner schweren Arbeit sich ermuntert fühlte. Die Zahl der Indianer, mit denen er jetzt hier zu thun hatte, war auf mehr als siebenzig angewachsen und er war überzeugt, daß eine geistliche Erweckung unter ihnen stattfand. Einzelne Fälle kamen vor, in welchen es klar wurde, daß nicht nur eine vorübergehende Gefühlserregung herrschte, sondern eine klare Einsicht dessen, was dem Christen in den verschiedenen Verhältnissen des Lebens zukam, und eine Willigkeit kund wurde, sich dem Gebot und der christlichen Ordnung zu fügen. Ein Mann hatte seine

rechtmäßige Gattin ohne zulässigen Grund vertrieben und lebte mit einem fremden Weibe. Nun schickte er die letztere wieder von sich, versöhnte sich mit seiner Gattin und lebte wieder mit ihr. Brainerd bemühte sich namentlich auch, in seinem Privatumgang mit den Indianern Eindruck auf ihr Gemüth zu machen und sie zu christlicher Erkenntniß zu leiten. Ende des Monats August reiste er wieder an die Forks und war überzeugt, daß das Gebet der Indianerchristen zu Croßweeksung ihn begleite.

Nach wenigen Tagen, in denen er unter den Indianern hier wirkte und gelegentlich auch den weißen Ansiedlern predigte, brach er am 7. September wieder auf zum abermaligen Besuch der Indianer am Susquehanna, und zwar einen Weg von einhundert und fünfzehn Meilen; am 13. Sept. gelangte er nach dem wohlbekannten Shaumokin, welchen Ort er schon im Frühling des Jahres besucht hatte. Er sagt, der Ort hatte damals an fünfzig Häuser und etwa dreihundert Seelen, obwohl er nie mehr als etwa die Hälfte davon beisammen sah. Drei Indianerstämme fanden sich hier zusammen; die Hälfte waren Delawares (sie selbst nennen sich als Volksstamm Lenni Lenape,) die andern Senekas und Tutelas. Kein Stamm verstand die Sprache des andern. Der Ruf der Indianer dieser Gegend war ein sehr schlechter; sie waren dem Trunk ergeben und galten für besonders wild und boshaft. Zwei Jahre später begannen die Herrnhuter hier ebenfalls die Missionsarbeit. Brainerd brachte mehrere Tage dort zu, benützte jede sich darbietende Gelegenheit, den Indianern und besonders auch dem in der Geschichte Pennsylvaniens im vorigen Jahrhundert oft genannten König oder Häuptling der Delawares mit dem Worte der Wahrheit beizukommen und zog am 17. Sept. den Fluß abwärts, traf mit Indianern zusammen, die ihn im Frühjahr eingeladen hatten, zu ihnen wie-

derzukommen, fand sie jetzt aber in der Vorbereitung zu einem ihrer großen, wilden Feste und Gelage. Und wirklich brach der Lärm noch in seiner Gegenwart los. Zehn fette Hirsche wurden geopfert und das Fett mit den Eingeweiden auf einem hochauflodernden Holzfloß im Dunkel des Abends verbrannt, während die Indianer um das Feuer her ihre Tänze aufführten und ihr wildes Schreien meilenweit zu hören war. Da war für Brainerd nichts zu thun. Er war der einzige Christ unter diesen wilden Heiden, ging lange in der Nacht einsam umher und legte sich endlich in einem kleinen Holzgerüste, das zur Aufnahme des Welschkorns diente, zum Schlafe nieder, leidend an Leib und Seele. Auch am folgenden Tage bemühte er sich vergeblich, Gehör bei diesen Kindern der Finsterniß zu finden. Viele von ihnen fühlten sich in Folge ihrer Schwelgerei krank und glaubten durch forcirte Wildheit und gymnastische Tollheiten den bösen Geist aus sich austreiben zu können. Manche dieser Indianer, die auf einer Insel im Fluß angesiedelt waren, hatten bei früherem Aufenthalt in Maryland etwas Englisch erlernt, waren aber dem Trunke sehr ergeben. Hier war Brainerd schon im Frühling mit einem ihrer Zauberer bekannt geworden, der in der abscheulichsten, abstoßendsten Verkleidung, in Bärenfell und Maske, aufgetreten war und so recht ein Satansbild vorstellte. Dieser Mann wollte die alte Form des grassesten Heidenthums unter seinen Volksgenossen wieder herstellen, kämpfte aber selbst, so gut er konnte, unter ihnen gegen das Laster der Trunkenheit. Er war auch sonst in Manchem für gewisse Wahrheiten gar nicht unzugänglich und war dabei doch der größte Eiferer für den von den Vätern überkommenen Aberglauben. Für diese Indianer war die Nachbarschaft weißer Ansiedler ein wahres Unglück. Denn von diesen wurde ihnen das berauschend Getränke zugeführt und sie sahen

da wahrlich wenig vom Segen des Christenthums, wohl aber viel Abstoßendes.

Am ersten Oktober war Brainerd wieder in den Forks und wenige Tage nachher in Croßweeksung, wohin ihn eine ganze Anzahl seiner Indianer begleitete. Er wurde, wie er oben von den Wilden am Susquehanna herkam, jetzt des großen Unterschieds recht bewußt, den die Predigt des Wortes Gottes hier zu Stande gebracht hatte. Diese Indianer hier waren ordentlich und anständig in ihrem Benehmen, ließen sich sagen und erwiesen sich beim Gottesdienst andächtig. Sogar auf englische Leute, die in der Umgegend wohnten, machten sie einen erbaulichen Eindruck. Andere Weiße versuchten dem guten Werke nach Kräften entgegenzuarbeiten und die Indianer mit Vorurtheilen gegen das Christenthum zu erfüllen. Brainerd wurde verleumdet, daß er die Indianer betrügen, ja, daß er sie zusammenbringen wolle, um sie als Sklaven an die Engländer zu verkaufen und dergleichen mehr. Er freute sich zu sehen, daß diese Lügen auf die von der Wahrheit bereits Ergriffenen durchaus keinen Eindruck machten. Namentlich fand er auch ferner Ursache, mit seinem Dolmetsch sehr zufrieden zu sein, da dieser Mann nun aus dem Trieb des eigenen Herzens das gute Werk unter seinen Volksgenossen förderte und durch seinen christlichen Wandel vorleuchtete. Leid war es Brainerd, daß er in der Erlernung der Sprache dieser Delaware-Indianer nur ganz langsame Fortschritte machte. Was er vom Indianischen in der Provinz New York erlernt hatte, war hier von gar keinem Werthe. Auch fühlte er sehr lebhaft das Bedürfniß einer Schule unter den Indianern, wenn auf dauernden Erfolg hier sollte hingearbeitet werden. Es wäre dies um so nöthiger gewesen, da er selbst so viel sich auf Reisen befand.

Brainerd fuhr nun fort, in dieser Gegend den Winter hindurch

in seinem Amt thätig zu sein und begann namentlich auch, die Indianer, die gläubig geworden waren oder doch das Wort annahmen, das er ihnen verkündigte, durch Frage und Antwort nach bestimmtem Plan zu unterrichten. Am Christtag hatten die Indianer bereits früher von den Englischen die schlechte Sitte angenommen, diese Zeit mit wilder Lust im Leichtsinn hinzubringen. Er brachte sie zusammen zum Gottesdienst. Leider aber predigte er ihnen als ein rechter Presbyterianer, der von der schönen Ordnung des Kirchenjahrs nichts wissen will, gar nicht von der Geburt des Heilandes und dem Heil der Menschwerdung des Sohnes Gottes, woran doch der Tag erinnerte, sondern von dem Gleichniß vom unfruchtbaren Feigenbaum, Luc. 13, 6—9. Gut war es, daß die Indianer, so weit sie gläubig wurden, nun auch sich mehr aus der Zerstreuung sammelten. Es wohnten jetzt mehr als zwanzig Familien derselben in seiner nächsten Umgebung. Andere kamen zeitweilig aus weiter Entfernung und gingen nicht ohne gewisse Eindrücke wieder davon. In früheren Zeiten schon waren manche Indianer durch ihren Leichtsinn und ihre Trinklust einzelnen weißen Leuten verschuldet worden. Da sie nun oft nicht im Stande waren zu bezahlen, so drohte ihnen die Gefahr, daß ihre Gläubiger ihnen ihr Land wegnehmen ließen, um sich bezahlt zu machen. Der Vortheil war ohnehin im Verkehr und Handel immer auf Seiten der handelsklugen Weißen. Durch Brainerd's Einfluß bezahlte eine Anzahl christlich-denkender Freunde die Schulden der Indianer in und um Croßweeksung, so daß der hier entstandenen christlichen Indianer-Gemeinde ihr Landbesitz gesichert blieb. Anfangs Februar 1746 wurde nun auch dort mit einem förmlich angestellten Lehrer die Schule eröffnet. Er hatte den Tag über etwa 30 Kinder und jüngere Leute zu unterrichten, in der Abendschule fanden sich etwa fünfzen Verheirathete ein. Brainerd selbst benutzte die Abende auch zur Katechisation.

Auf viel größere Hindernisse stieß er bei seiner Thätigkeit in den Forks. Als er um die Mitte Februars 1646 wieder dorthin zurückkehrte, nahm er eine Anzahl der Bekehrten von Croßweeksung mit sich und allerdings erzielte er damit eine gewisse Wirkung, und fand sich dadurch unterstützt. Gelegentlich predigte er auch in einer Ansiedlung der Irländer, die fünfzehn Meilen von seinem Wohnort entfernt war. Am 20. Febr. predigte er auch einer unbedeutenden Anzahl von Deutschen. Es war dies die Zeit, in welcher die Stadt Easton am Zusammenfluß des Delaware und Lehigh-Flusses nach und nach entstand, namentlich auch durch deutsche Ansiedler. Er fand seine Zuhörer sehr aufmerksam und es war ihm leid, daß er ihrem Wunsche, sie öfters zu besuchen, nicht entsprechen konnte. Einige von ihnen fanden sich nachher an einem mehrere Meilen entfernten Orte ein, als er dort wieder den Englischen predigte.

Im März finden wir ihn wieder in Croßweeksung. Es fand sich hier Gelegenheit, auch manche Indianer auf den rechten Weg zu leiten, die sich bisher fern gehalten hatten. Erfreulich war ihm die Wahrnehmung, daß die Indianer, sobald sie unter den Einfluß des Evangeliums sich stellten, selbst ihre wilden, rauhen Sitten ablegten und in ihrem Benehmen und in der Geselligkeit anständig wurden. Er hatte ihrer jetzt etwa einhundert und dreißig um sich; doch waren etwa fünfzehn bis zwanzig seiner gewöhnlichen Zuhörer abwesend. Als er diese Gegend das erste Mal besuchte, sah er nur etwa zehn vor sich. Sie machten sich auch daran, in einer Entfernung von mehreren Meilen ein großes Stück Waldland urbar zu machen. Dort konnten sie in der Nachbarschaft regelmäßigen Gottesdienst genießen, wohnten enger zusammen und hatten Gelegenheit, ihre Kinder die Schule besuchen zu lassen. Die Absicht war, das Land zu bebauen. Denn ohne

dies und die damit verbundenen festen Wohnsitze macht die Civilisation keine dauernden Fortschritte. Brainerd war ihnen dabei der nothwendige Berather und Leiter, und auch hier stellte sich deutlich genug heraus, daß ein rechter Missionar auf solchem Posten noch mehr sein muß als ein Lehrer und Prediger des Wortes Gottes. Brainerd, was auch seiner Religiösität von einseitiger Erregbarkeit und Ueberschätzung der Gefühlszustände mag angeklebt haben, erwies sich auch hierin als ein treuer Arbeiter Christi und als ein sich ganz hingebender Freund der ihm Anvertrauten. Er nahm herzlichen Antheil an allen ihren inneren und äußeren Sorgen. Und das war gerade damals um so höher anzuschlagen, weil unter den weißen Leuten sich viel Mißtrauen und Haß gegen die Indianer und gegen die Missionsarbeit unter ihnen kund gab. Manche Namenchristen verleumdeten die evangelischen Arbeiter unter denselben, als lehren sie die Indianer Dinge, die für die europäischen Ansiedler nur gefährlich wirken müßten. Manche wollten sie geradezu ganz aus dem Lande ihrer Väter vertrieben und verbannt haben, drohten mit Prozessen und wollten ihnen auch hier unter angeblichen früheren Landkäufen den Besitz streitig machen. Gegen Ende April feierte Brainerd das heil. Abendmahl mit seiner Indianer-Gemeinde und er ließ dreiundzwanzig Seelen an demselben nach gehöriger Prüfung Antheil nehmen; Andere wären zugelassen worden, die aber abwesend waren. Am neunten Mai, wo er in der neuen Ansiedelung den Indianern in freiem Felde predigte, durfte er auch einen Mann in die Gemeinde aufnehmen, der zu den rohesten und wildesten Indianern gehört hatte und dem Trunke sehr ergeben war, auch die Schuld von Mordthaten auf seiner Seele trug. Lange hatte er sich der Predigt des Wortes entzogen. Sein Einfluß auf Andere war um so schlimmer gewesen, da er als Powow, als

Beschwörer, viel gegolten hatte. Er hatte den ersten tieferen Eindruck empfangen, als jener Dolmetsch mit seiner Frau öffentlich das Bekenntniß seines Glaubens an Christus ablegte. Er gab von der Stunde an sein Beschwörungswesen auf, kam zu einer tiefen Erkenntniß seiner Sünden und war froh, die Predigt von Christo zu hören. Man konnte auch wohl die Umwandlung in seinem ganzen Wesen und Benehmen bemerken. Schon im Februar begleitete er Brainerd nach den Forks und widersprach dort ganz kräftig einem alten Indianer, der drohte, daß er Brainerd und seinen Anhang beschwören wolle. Jetzt konnte man die unverkennbaren Zeichen der inneren Umwandlung in Allem an ihm wahrnehmen. Im Juni konnte Brainerd mit Dank und Freude auf das zurückblicken, was ihn sein Gott und Herr in dem Jahre hatte erleben lassen, das er nun in der Arbeit unter den Indianern New Jersey's vollbracht hatte. Vor seinen Augen waren durch die Predigt von Christo an manchen Seelen Wunder geschehen.

Nach der nöthigen Vorbereitung trat er in Begleitung von sechs seiner bekehrten Indianer wieder eine Missionsreise an den Susquehanna an. Diesmal nahm er den Weg über Philadelphia, wo er ohnehin Leute fand, die ihm geistesverwandt waren; so namentlich den damals weit und breit bekannten, feurigen Prediger Gilbert Tennent, Pastor der Presbyterianer-Gemeinde daselbst, dessen Bruder als Pastor in der Gegend, wo Brainerd seine Indianer-Mission betrieb, unter dortigen Ansiedlern stand. Auch war der Weg über Philadelphia, obwohl länger, doch weit angenehmer. Brainerd kam von da zunächst an das untere Gebiet des Susquehanna, wurde aber krank und bereits stellten sich die Zeichen der Krankheit ein, die ihn so frühe dem irdischen Wirkungskreis entziehen sollte. Er zog aber dennoch aufwärts

am Flusse in Gegenden, in welchen sich noch keine europäische Ansiedelung befand und brachte die Nächte in den Wäldern zu und sagte, solche Schlafstätten haben ihm besser behagt, als das Uebernachten mit ungöttlich gesinnten weißen Leuten. Am 23. August kam er in Shaumokin an und versuchte, den dort an=



Indianer im Schmuck.

sässigen Delaware=Indianern nahe zu kommen, redete auch mit ihrem König oder Häuptling. Er glaubte die Indianer für die Predigt des Evangeliums jetzt besser vorbereitet zu finden, als bei seinem früheren Besuche. Zu einzelnen Seelen glaubte er Zu=

gang zu gewinnen. Am ersten September zog er noch weiter zu einer fünfzig Meilen von Shaumokin im nordwestlichen Arm des Susquehanna gelegenen Insel. Er wurde aber, obwohl er ritt, so schwach, daß er auch kaum noch aufrecht zu sitzen vermochte. Als er zu den Delaware-Indianern auf der „großen Insel" kam, fand er sie beim Trinkgelage. Doch konnte er zu einigen wenigen reden. Auch einer Schaar von Shauwaunees-Indianern, acht Meilen weiter entfernt, machte er einen Besuch. Aber er war den Anstrengungen, dem Schlafen unter den Bäumen der Wildniß, der rauhen Lebensweise nicht gewachsen, wurde gänzlich erschöpft, von Husten und Blutauswurf geplagt, war nicht im Stande unter diesen Indianer zu wirken und mußte froh sein, am achten September von Shaumokin heimwärts aufbrechen zu können. Und doch war er so schwach und elend, daß er kaum hoffte, seinen Wohnort in New Jersey noch zu erreichen. Endlich am 20. Sept. traf er wieder bei seinen Leuten nahe bei Cranberry in New Jersey ein, die sich freuten, ihn wieder in ihrer Mitte zu haben.

Von hier an haben wir kein eigentliches Tagebuch mehr von Brainerd. Seine körperliche Schwachheit hinderte ihn an der Führung desselben. Er war oft zu schwach zu predigen, und wenn er redete, mußte er dabei sitzen. Und doch errichteten ihm seine Indianer noch ein neues kleines Haus bei jener neuen Ansiedlung in der Gegend von Cranberry. Am Sonntag, den 5. October, reichte er doch das heil. Abendmahl noch nahezu vierzig Communicanten. Der gute, unter seinen Bekehrten waltende Geist wurde ihm zu großer Erquickung. Ende October ritt er nach Princeton, wurde aber unterwegs durch sein körperliches Leiden aufgehalten. Zurückgekehrt zu der Indianer-Gemeinde mußte er sich bald überzeugen, daß ihm die Kräfte zu fernerem Wirken fehlen.

Er machte Abschiedsbesuche bei den einzelnen Familien, wo dann die Abschiedsthränen überall reichlich flossen; auch die Schule besuchte er noch und verließ nicht ohne Dank gegen Gott für allen hier empfangenen Segen diese Stätte, kam am 5. November nach Elisabethtown, lag hier zwei Wochen krank, wurde doch so weit hergestellt, daß er umhergehen, Freunde besuchen und am öffentlichen Gottesdienst Theil nehmen konnte. Indessen war an ein rechtes Wiederhergestelltwerden nicht zu denken. Ende Febr. 1747 wurde er durch den Besuch eines seiner bekehrten Indianer erfreut und durch gute Nachrichten, welche derselbe brachte. Im März fühlte er sich doch im Stande, nochmals seine Indianer-Gemeinde zu besuchen. Es war das letzte Mal, daß er in ihre Mitte trat. Ende März finden wir ihn wieder in Elisabethtown, wo am 10. April sein Bruder John zu ihm kam, dem nun von den Freunden der Missionssache jene Indianer-Gemeinde übergeben wurde und der als ihr Pastor angestellt wurde und viele Jahre lang an derselben als treuer Seelsorger stand.

Am 21. April trat David Brainerd nun seine Reise nach New-England an und kam Anfangs Mai zu seinen Verwandten in East-Haddam. Am 24. Mai kam er nach Long-Meadow in Massachusetts und am 28. nach Northampton. Bei dieser Gelegenheit gibt ihm sein berühmter Biograph, J. Edwards, zuletzt Präsident von Princeton-College, N. J., gestorben am 22. März 1758, das Zeugniß, daß er keineswegs nervös oder melancholisch, sondern gesellig, angenehm und im Gespräch unterhaltend gewesen sei, daß von irgend etwas Gesuchtem in seinem ganzen Wesen keine Spur war; auch sein Beten sei sehr erbaulich, ohne alles Haschen nach beredten Floskeln, ohne ein unziemliches Erregtsein oder Fordern, schlicht und einfach, warm und herzlich gewesen. So wohl ihm nun der Umgang mit den gleichgesinnten Freunden

that, so machte die Krankheit doch ihre Fortschritte. Es brachte ihn nicht im Geringsten aus der Fassung, daß ihm sein Arzt, Dr. Mather, mit der Offenheit alter Zeit gerade heraussagte, daß er an unheilbarer Schwindsucht leide. Im Juni ritt er nach Boston, lag aber dort mehrere Wochen in sehr schwachem Zustande. Es wurde ihm viel Aufmerksamkeit erwiesen. Auch wurde er von den Commissionaren der „Londoner-Gesellschaft für die Ausbreitung des Evangeliums in Neu-England und angrenzenden Gebieten,“ in Sachen der Indianer-Mission zu Rathe gezogen. Indessen erholte er sich wieder von dem schweren Krankheitsanfall, den er in Boston erlitt, was kaum Jemand erwartet hatte. Er wurde durch den Besuch seines Bruders Israel, der damals in Yale-College studirte, erfreut; zugleich aber kam ihm auch die betrübende Nachricht vom Tode seiner Schwester zu Haddam und jener Israel selbst folgte seinem Bruder schon am 6. Jan. 1748 in Folge eines nervösen Fiebers in die Ewigkeit. Israel begleitete ihn von Boston nach Northampton. Hier konnte er noch je und je der frischen Luft im Freien genießen. Dort besuchte ihn auch noch sein Bruder John, der in seine Stelle in New Jersey eingetreten war und von der Gemeinde dort Gutes berichtete. Bei dieser Gelegenheit kam er in den Besitz seiner Manuscripte und besonders seines so ausführlich gehaltenen Tagebuchs. Um die Mitte Septembers begannen seine Füße zu schwellen. Gleichwohl wirkte er auch noch vom Krankenlager aus durch Briefe und Rath und Ermahnung für die Sache der Indianer-Mission. Den letzten Eintrag in sein Tagebuch machte er mit eigner Hand am 25. September. Er schließt mit den Worten: „O mein Gott, ich hoffe, daß ich bald, bald zu Dir komme. Laß den Tag schnell kommen, o Herr! ist es Dein gnädiger Wille. Ja, komm, Herr Jesu, komm eilends! Amen!“

Noch muß hier der Pflegerin gedacht werden, die ihn in den letzten neunzehn Wochen seiner langen Krankheit treulich pflegte und mit der ihn, wie es scheint, ein zartes Band verknüpfte. Sie hieß Jerusch a und war die Tochter des oben genannten, als Theologe und Prediger berühmten Dr. Edwards, der von 1727 bis 1750 Pastor zu Northampton war. Sie stand ganz in Brainerds Gesinnung, folgte ihm aber auch schon am 14. Februar 1748 im Alter von achtzehn Jahren in die Ewigkeit. Noch wurde ihm die Freude zu Theil, wieder von seinem Bruder John aus New Jersey besucht zu werden, der dann bis ans Ende bei ihm blieb und noch Manches über die Indianer-Mission mit ihm besprach.

Die letzten Tage waren voll schweren Leidenskampfes, sein Geist aber blieb bis ans Ende hell und klar. Er entschlief am Freitag, den 7. October 1747 Morgens um 6 Uhr. Bei seiner Beerdigung, Montag, den 12. October, fanden sich acht Amtsbrüder der Umgegend und eine große Menge Volks ein. Längst ist das Volk verschwunden, unter dem er stand als erster Evangelist. Die reifen Garben gingen in die ewigen Scheunen und dort freuen sich der die Saat ausstreute und die aus ihr als Früchte ersproßten.



Eleasar Wheelock.

Die Lebanon Missions-Anstalt und ihr Wirkungskreis.



Auch die Neue Welt, wenn wir das Wort nicht im geographischen, sondern im socialen und politischen Sinn nehmen, ist großentheils im vorigen Jahrhundert geworden. Allerdings in den Reichen Neu-Spanien, Mexico, Peru und Chili hat die romanische und katholische Alte Welt sich fortgesetzt. In Brasilien haben die Jesuiten nicht ohne überraschenden Erfolg auch in äußerlicher und commercieller Hinsicht eine ihrem Geist entsprechende Cultur im vorigen Jahrhundert heimisch gemacht und nach ihren Begriffen vom Christenthum haben auch die Eingeborenen, die Indianer an den Segnungen theilgenommen. Im östlichen Gebiet der heutigen Vereinigten Staaten und in Canada ist die Neue Welt, der uns eigenthümliche Gesellschaftszustand und die politische Form unsers na-

tionalen Daseins, erst im vorigen Jahrhundert geschaffen worden. Die Anfänge davon führen uns ins siebenzehnte Jahrhundert zurück. Zu klarer Gestaltung der Verhältnisse kam es im Jahrhundert, welches den Planen und der Gewalt des römisch-katholischen Frankreichs in Nordamerika ein Ziel setzte, und das Uebergewicht in die Hände des protestantischen Englands legte und nachher noch die wesentlich aus englisch-protestantischen Elementen bestehende Gesellschaft und Einwohnerschaft der Colonial-Provinzen in politischer Unabhängigkeit vom englischen Mutterlande einen neuen Staatenbund gründen sah. Und nehmen wir die Factoren, die jetzt in Wirkung traten, die Trennung von Kirche und Staat, die absolute Religionsfreiheit, die Aufhebung der Standesunterschiede, die Gleichberechtigung vor dem Gesetz, die Aufhebung des Gewerbezwangs und Anderes dazu, so haben wir es allerdings in den Vereinigten Staaten mit einer Neuen Welt zu thun. Auch dem giftigen Baume der Sklaverei war mit den fundamentalen gesellschaftlichen Prinzipien die Axt schon an die Wurzel gelegt. Der Schlag, der den Baum fällte, kam in unserm Jahrhundert und „wie der Baum fällt, so liegt er.“

Das letzte Jahrhundert stellt uns auf dem Gebiet der jetzigen Vereinigten Staaten das Bild eines lebhaften „Kampfes ums Dasein“ vor Augen. Tausende kommen herüber über das Meer, von der Lockung, in der Neuen Welt ihr Glück zu machen, verleitet. Das Wort Adventurer hatte aber vor einhundert und fünfzig Jahren lange nicht den schlimmen Sinn den wir jetzt zumeist damit verbinden und der dem deutschen Abenteurer längst anklebt. Tausende „setzten ihr Leben ein“ auf Hoffnung, es hier erst recht zu gewinnen und ihm erhöhten Werth zu geben. Der Ansiedler hatte den härtesten Anfang zu machen und unsägliche Mühseligkeiten mit eisernem Fleiß zu überwinden, wollte er nicht

ganz zu Grunde gehen. Er mußte hier erst es oft wohl schmerzlich inne werden, daß er in den festgestellten Verhältnissen und längst bestehenden Culturzuständen der Alten Welt Vortheile genossen hatte, die er hier leider vermißte. Aber der Gedanke, daß er auch vielen schweren Ketten entronnen war und hier sich seine Selbstständigkeit und Unabhängigkeit erringe, wirkte ermunternd. Nun galt es hier zunächst, die noch wilde Natur zu bezwingen.



Die alten Stämme und das Dickicht des Urwaldes weichen nur der Gewalt; Axt und Säge und Schaufel fanden Arbeit genug. Aber der Colonist war Eindringling und auch die Indianer, des Landes Erbeigenthümer seit vielen Generationen, waren zu beseitigen. Wohl und gut, wo dieses auf friedlichem Wege sich thun ließ. Leider aber rissen die um die Gewalt ringenden Engländer und Franzosen die Indianer in ihren Kampf mit hinein

und namentlich in der Zeit bald nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatten die Colonialprovinzen von Canada bis Virginien darunter besonders an den Grenzen des für die Cultivirung in Anspruch genommenen Landes schwer und lange zu leiden. Spaniens Macht, die sich noch in Florida hielt, war zu unbedeutend, um große Gefahr für die südlichen Gebiete zu bringen. Anders stand es mit Frankreich, welches eine Macht im Westen, so zu sagen im Rücken der englischen Provinzen bildete und zugleich im Norden und Canada, und im Süden, in Louisiana und am Mississippi und Ohio hinauf Halt genommen hatte. Und die Franzosen wußten vielleicht mehr als die Engländer die Indianer mit in ihr Interesse zu ziehen. Um so mehr hatten die Colonisten zu leiden, wohin immer die verheerende Flamme des Krieges sich wandte. Daß England aus dem Kampfe siegreich hervorging, ist von weltgeschichtlicher Bedeutung. Denn dadurch fiel das Uebergewicht auf die Seite des Protestantismus.

Daß zwischen den Indianern und den auf ihrem Gebiete und mitten unter ihnen sich ansiedelnden Einwanderern Reibungen sehr leicht entstanden, ist begreiflich. Die Frage, wie solchen Reibungen und Störungen vorzubeugen sei, war nicht leicht zu beantworten. Gewiß war der Weg der Gerechtigkeit und Billigkeit und guten, freundschaftlichen Willens, wie ihn Wm. Penn in Pennsylvanien eingeschlagen hatte, der weiseste und edelste und er hat sich dort Jahrzehnte hindurch segensvoll erwiesen. Aber Männer wie Penn sind immer selten gewesen. Auch waren die Verhältnisse nicht überall dieselben. Es kam auch in Pennsylvanien nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts dazu, daß an den Grenzen des für die Cultur in Angriff genommenen Gebietes Forts errichtet und eine Art von Militär-Cordon gebildet wurde und zwar zum Schutz der Ansiedler gegen die Indianer. Na-

mentlich der Umstand, daß die Ansiedler sehr zerstreut und vereinzelt über das große Gebiet hin wohnten, setzte sie der Gefahr aus, daß die Wilden, sobald sie gereizt waren, Rache oder Beute oder Beides suchten. Dieselben Schwierigkeiten zeigten sich im Gebiet der Provinz New York, besonders westlich von Albany und dem Hudson. Allerlei Vorschläge zur Besserung der Lage wurden gemacht. Ein uns aus der Geschichte der lutherischen Kirche im vorigen Jahrhundert wohlbekannter und tüchtig gebildeter Pastor Joh. Christoph Hartwig, der des Amtes in deutschen Gemeinden am Hudson waltete, aber die Colonien kannte von Maine bis Virginien und besonders auch nähere Beziehungen zu den Mohawk-Indianern pflegte und von ihnen sehr geachtet wurde, legt dem englischen Superintendenten der Indianer-Angelegenheiten und General-Lieutenant Sir Will. Johnson einen eigenthümlichen Plan vor in einem Schreiben vom 18. Januar 1756. Er meint, wenn das Geld, das ein Krieg verzehrt, verwendet würde, um Ansiedler an gewisse Plätze hinzubringen, für ihr Auskommen ein Jahr lang zu sorgen, ihnen Ackerbaugeräthe und Vieh zu verschaffen, feste Städte zu gründen, Forts anzulegen und die Leute innerhalb gewisser Bezirke mit gewissen Freiheiten zu bedenken und sie zur vereinten Schutzwehr anzuleiten unter der Oberaufsicht der königlichen Regierung, so würde dem Grenzkriege damit vorgebeugt. Er denkt sich die Sache nach Art der Gaugrafschaften in Deutschland im Mittelalter, wo die Bewohner eines Bezirkes an festen Mittelpunkten Schutz und Zuflucht hatten und sich nicht in der Zerstreuung verloren und auch die verschiedenen Bezirke im Fall der Noth sich gegenseitig Hilfe leisteten und dieselbe nicht erst von einer wer weiß wie weit entfernten, viel zu spät ankommenden Truppenabtheilung zu erwarten hatten. Hartwig wollte eine Concentrirung der

Ansiedler an gewissen festen Punkten gegenüber der Zerstreuung und die Möglichkeit lokaler Selbsthilfe. Er wollte den kriegerischen Reibungen, besonders mit den von den intriguirenden Franzosen aufgereizten Indianern, begegnen, und ihnen zuvorkommen. Wohlgemeint war sein Plan, aber unter den gegebenen Verhältnissen nicht ausführbar. (S. Document. Hist. of the State of New York, by E. R. O'Callaghan, Vol. IV, 191. Albany 1851.) Die Repräsentanten der sog. „Sieben Nationen" selbst, welche gegen England freundlich gesinnt waren, unterstützten Hartwig's Plan in einer besonderen Addresse an die englische Regierung, in welcher sie namentlich auch um Prediger des Evangeliums und um Schullehrer für sich sowohl als für die eingewanderten Ansiedler baten. (Ibid. p. 193—195.) Hier sah man bereits den Einfluß der Missionsarbeit unter ihnen.

Und allerdings war die Evangelisirung und Civilisirung der Indianer die schönste und praktisch segensvollste Aufgabe. Natürlich meinen wir damit etwas ganz Anderes als die Art und Weise, wie römische, besonders jesuitische Missionare, die Indianer auch in Nord-Amerika zu Christen machten, d. h. sie unter den Papst und das äußerliche Ceremoniewesen der römischen Kirche brachten. Dabei konnte vom wahren Segen des Evangeliums wenig an's Licht kommen. Am inneren Menschen wurde dabei nicht durch das Wort der Wahrheit, das Werkzeug des Geistes Gottes, gebildet und christliche Erkenntniß und Leben dadurch nicht gefördert. Anders ging man von evangelischer Seite aus zu Werke. Das haben wir an der so ernsten, gründlichen Weise eines Eliot und anderer Mithelfer am Werke der Christianisirung der Indianer in Neu-England im 17. Jahrhundert wahrnehmen können. Und in diesem Geiste wirkte auch im 18. Jahrhundert ein David Brainerd und viele andere Missionare, denen an

den Indianer-Seelen wirklich etwas gelegen war. Und zu diesen dürfen wir auch den oben genannten lutherischen Pastor J. C. Hartwig nehmen. Ihm machten, um des warmen Antheils willen, den er an ihnen nahm, die Mohawks unter der Form eines Kaufactes schon 1750 auf dem südlichen Ufer des Mohawk-Flusses zwischen Shoharie und Cherry-Valley ein sehr bedeutendes Landstück zum Geschenk. Trotz allen von verschiedenen Seiten der Sache in den Weg gelegten Schwierigkeiten wurde ihm ein ausgedehnter Landbesitz rechtlich zuletzt zuerkannt und zwar in



Otsego Co., N. Y. Er bestimmte in einem zu seinem letzten Willen gehörigen Codicill den Ertrag desselben für die Mission unter den Heiden, unter welchen er zunächst wohl die Indianer verstand. Daraus ist nach seinem am 17. Juli 1796 eingetretenen Tode das Evang. Luther. Hartwig Prediger-Seminar entstanden.

Indessen fehlte es im vorigen Jahrhundert gar nicht an allerlei Plänen in Beziehung auf die Christianisirung der Indianer. Namentlich in der Provinz New York traten allerlei Ansichten

und Vorschläge in Beziehung auf diese Frage an das Licht. So lesen wir von jenem Past. Charles Inglis, im Dienst der Episkopal-Kirche, dem wir schon früher begegneten, daß er sich mit einem besonderen Plan zur Bekehrung der Indianer beschäftigte und ein besonderes Memorial darüber ausgehen ließ (Docum. Hist. of N. Y., Vol. IV., 288 f., 291 f.) Auch ein Col. Henry Babcock, der den Krieg gegen die Franzosen mitmachte, im Jahre 1758 bei Ticonderoga verwundet wurde, später in Stonington, Conn., sich niederließ und im Unabhängigkeitskrieg auf Seiten der Amerikaner trat, (auch er war Episkopalist) nahm an der Mission unter den Indianern warmes Interesse und wollte im Indianergebiet ein Seminar oder Academie errichtet haben. In einem Briefe klagt er, daß die Presbyterianer überall, wo nur ein offenes Plätzchen sei, ihre Missionare hineinzubringen wissen, aber mit ihrer unfreundlichen Steifheit und verschlossenem und abstoßendem Wesen und ihrem krankhaften Enthusiasmus das Christenthum um seine freundlichsten Seiten bringen und die Indianer nur mit Vorurtheilen gegen die herrlichen Wahrheiten des Evangeliums erfüllen. Gewiß ein Urtheil, vom Standpunkt der Partei aus gegeben. (Ibid, p. 302—305.)

Jedem Nachdenkenden mußte sich von selbst die Ueberzeugung aufdrängen, daß es vor Allem darauf ankomme, die Jugend unter den Indianern zu christlicher Erkenntniß und Sitte zu leiten. Kein Plan, der darauf nicht hauptsächlich Gewicht legte, durfte irgend einen bedeutenderen, nachhaltigen Erfolg erwarten lassen. Besonders ließ sich auch erwarten, daß auf diesem Wege selbst aus den Indianern Kräfte herangebildet werden könnten, die unter ihnen sich am nützlichsten erweisen würden. Nun wurden allerdings mit den Missionsstationen im Gebiet der Indianer in den verschiedenen Provinzen oft auch Schulen verbunden, wie

uns auch aus dem Wirken Eliot's und Brainerd's bekannt ist. Und das ist eigentlich bei der Gründung christlicher Gemeinden selbstverständlich, daß Schulen errichtet werden, in welchen wenigstens die ersten Elemente der Bildung, Lesen, Schreiben, Rechnen, der Jugend beigebracht werden. Will man aber durch die Glieder eines im christlichen Glauben und Leben erst einzuführenden Volksstammes auf diesen selbst kräftig reagiren, so reichen freilich die ersten Elementarkenntnisse der Schule nicht aus, sondern es wird dazu eine höhere Bildungsstufe erfordert.

Von diesem Plane, aus jungen Indianern Evangelisten unter ihren eigenen Volksgenossen zu bilden, ging der Mann aus, dessen Wirken wir jetzt etwas näher in's Auge fassen, Eleasar Wheelock.*)

Aus einer Familie stammend, in der seit lange ein ernster religiöser Geist waltete — der Urgroßvater Ralph Wheelock, geboren im Jahre 1600 in Gropshire in England, wollte sich dem Wesen und den Forderungen der englischen bischöflichen Staatskirche nicht conformiren, hatte in Cambridge seine Ausbildung erhalten, war als Prediger hoch angesehen und wanderte in seinem sechsunddreißigsten Lebensjahre nach Neu-England aus — wurde Eleaser Wheelock geboren zu Windham, Connecticut, im April 1711. Sein Großvater zeichnete sich als ein Mann von Muth und kriegerischem Talent in den Kämpfen aus, welche die Ansiedler gegen die räuberischen und mörderischen Angriffe der Indianer zu bestehen hatten, mit welchen wir schon in der Lebensge-

---

*) Hier benützen wir als Hauptquelle: Memoirs of Rev. El. Wheelock, D.D., Founder and President of Dartmouth College and Moor's Charity School, etc. By D. M'Clare, D.D., S. H. S., Pastor of a Church in East Windsor, Conn., and Elijah Parish, D.D., Pastor of the Church in Byfield, Mass. Newburyport. 1811.

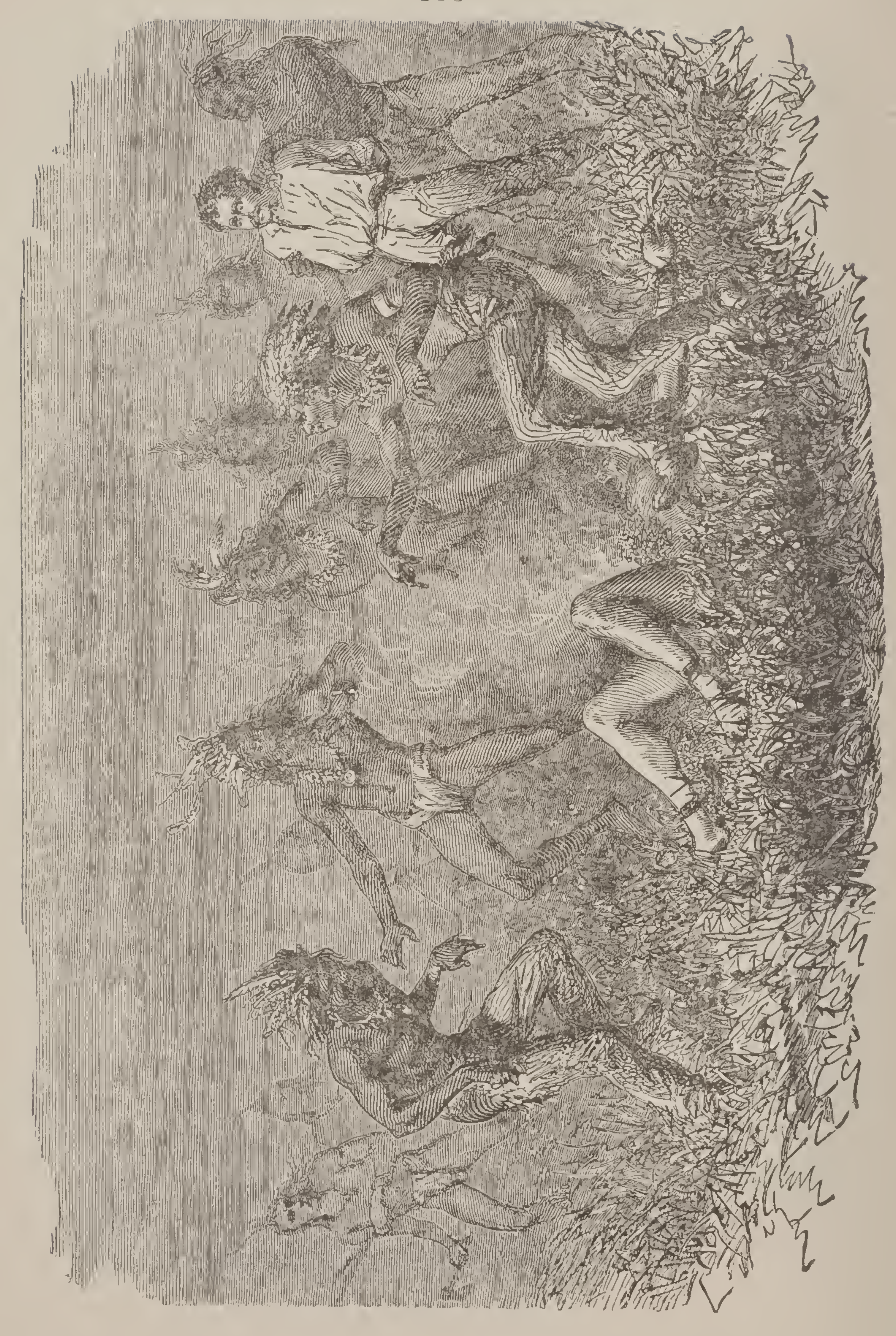
schichte Eliot's bekannt wurden. Der Vater genoß des Rufs eines höchst achtungswerthen und frommen Mannes, war ein Beamter in der Gemeinde zu Windham, Conn. Die Mutter hieß Ruth und stammte aus der Huntington Familie zu Norwich, Conn. Eleasar war der einzige Sohn, empfing eine wissenschaftliche Ausbildung, wurde etwa in seinem sechzehnten Lebensjahr religiös ergriffen und faßte den Entschluß, sich dem Predigtamte zu widmen. Er bezog darum Yale-College, gegründet im Jahre 1700 zu New-Haven, Conn., und verließ dasselbe 1733 mit den höchsten academischen Ehren. Nicht lange nachher kam an ihn ein Ruf von der zweiten Gemeinde zu Lebanon, Conn. An der um das Jahr 1740 an so vielen Orten Englands und der nordamerikanischen Colonien eintretenden, durch den aufkommenden Methodismus zunächst veranlaßten religiösen Erregung nahm Wheelock Antheil und galt für einen Anhänger Whitefield's, setzte sich aber doch allen schwärmerischen und separatistischen Extravaganzen entschieden entgegen.

Hier nun wurde seine Aufmerksamkeit auf den heidnischen kläglichen Zustand der Indianer gelenkt. Besondere Anregung dazu empfing er, nachdem er schon zuvor angefangen hatte einigen jungen Indianern Unterricht zu ertheilen, durch den jungen Mohikaner Simson Occum, der ihn besuchte und den er nun drei Jahre lang unter seine Leitung nahm. Wheelock's Schwager, Pastor Pomroy, hatte ihn ebenfalls ein Jahr unter seiner Aufsicht und derselbe wurde 1759 vom Suffolk-Presbyterium auf Long-Island ordinirt für die Mission unter den Mohawk- und Oneida-Indianern, nachdem er schon um 1755 am Ostende von Long-Island eine Schule unter den Shenecock-Indianern eröffnet hatte. Wir werden ihm wieder begegnen.

Die Erfahrung, welche Wheelock mit diesem gründlich zu

Christus bekehrten Heiden und wohl auch mit andern jungen Indianern machte, wurde ihm beim Gedanken an das Missionswerk unter diesen Ureinwohnern des Landes zur Ermunterung. Es stand ihm fest, daß Christi Befehl, das Evangelium aller Welt zu verkünden, noch heute gelte; daß man diesem Gebot von Anfang an in diesem Lande nicht Folge geleistet habe, habe veranlaßt, daß die Indianer den Einwanderern zur schrecklichen Plage geworden seien; das Mitleiden selbst mit dem beklagenswerthen Zustande, in welchem die Indianer sich befinden, sollte die Christen bewegen, an ihnen thätigen, herzlichen Antheil zu nehmen; es gelte auch, aus denselben ordentliche und nützliche Bürger zu machen; auch sei ja die Bekehrung dieser Heiden ein Punkt, den die königlichen Freibriefe der Provinzial-Colonien ausdrücklich enthalten. Zudem fühlte Wheelock, daß seine kleine Gemeinde zu Lebanon kaum hinreichende Arbeit seinem thätigen, strebsamen Geiste darbiete. Sie bot ihm, der selbst schon Familie hatte, auch nicht den genügenden Lebensunterhalt. Mit weltlicher Arbeit aber, mit Landbau und dergleichen, mochte er sich um höherer Interessen willen nicht abgeben.

Im Dezember des Jahres 1754 sandte ihm John, der Bruder des uns bereits wohlbekannten David Brainerd, der viele Jahre lang das Werk des entschlafenen Bruders in New Jersey fortsetzte, zwei junge Delaware-Indianer. In zwei Jahren waren dieselben Meister des Englischen, schrieben mit Gewandtheit, hatten die gewöhnlichen arithmetischen Kenntnisse und ihre Fortschritte in Latein und Griechisch waren befriedigend. Nur ihre Gesundheit litt bei der sitzenden Lebensweise, wie man das ja oft bei den Kindern der Wildniß bemerkte, wenn sie mehr innerhalb der vier Wände des Hauses und an die Bücher gehalten werden. Einer der Beiden kehrte nach seiner Heimath zurück und starb bald



nachher. Indessen sandte J. Brainerd bald nachher noch zwei andere.

Wheelock's Thätigkeit und der Erfolg seiner Arbeit blieb nicht unbemerkt. Er wurde unterstützt durch die Fregebigkeit einzelner frommen Seelen. Dann aber schenkten ihm die Boston-Commissionare der schottischen Missionsgesellschaft ihre Aufmerksamkeit und Unterstützung. Im Mai 1763 setzten sie die Summe von zwanzig Pfund aus, damit Wheelock jenen Occum und einen andern indianischen Zögling, David Fowler, aussende zu den Oneida's, um von ihnen drei Knaben in die Schule von Lebanon zu bringen. Und wirklich kam Fowler von einer Reise von eintausend Meilen mit drei jungen Oneida's zurück, die sich auch bald bei Wheelock ganz zu Hause fühlten. Er nahm sie ganz so an, als wären sie seine Kinder und wußte sie zu gewinnen; Vater wollte er ihnen sein und nicht pedantischer Schulmeister oder Richter.

Es war eine schöne Anerkennung für Wheelock, als schon im folgenden November der oberste Gerichtshof von Massachusetts sich zum Patron seiner Schule erklärte. Auch beauftragten ihn die Repräsentanten der Provinz, sechs Kinder der sog. Sechs Nationen für ein Jahr auf ihre Kosten in seine Schule aufzunehmen. Er lud auch einige tüchtige Männer ein, ihm als Verwaltungsrath an die Seite zu treten und sie erfüllten seinen Wunsch. Das erste bedeutende Geschenk, ein Gebäude für Schulzwecke und zwei Acker Landes neben Wheelock's Wohnung, kam von einem angesehenen Farmer in Mansfield, Josua Moor. Dadurch bekam die Anstalt den Namen: Moor's Indianische Freischule. Durch den französisch-englischen Krieg, der 1763 zu Ende kam, war auch Wheelock's Schule betroffen worden. Aber sie überstand die Schwierigkeiten; man weiß, daß die meisten In-

dianer in den Grenzgebieten den Franzosen zufielen. Die Zöglinge zu Lebanon verhielten sich ganz ruhig und Wheelock, dem angesichts der von den feindseligen Indianern verübten abscheulichen Rohheiten manche Stimmen zuriefen, er solle seinen Plan aufgeben, fuhr getrost fort. Es fand sich, daß gerade die Männer, unter welchen seine Missionare und Lehrer am meisten thätig gewesen waren, sich in jenem Krieg und später in dem der Unabhängigkeit neutral verhielten. Und an warmen Freunden hat es der Schulanstalt auch in den dunkelsten Tagen nicht gefehlt. Mit dem Ende des französisch-englischen Krieges kehrte auch eine allgemeinere thätige Theilnahme wieder. Milde Gaben flossen reichlicher. Zwölf junge Mohawks, Delawares, Mohikans und Narragansetts fanden sich ein und sieben Töchter aus diesen Stämmen wurden in benachbarten christlichen Familien untergebracht, zu häuslicher Thätigkeit angeleitet und empfingen Schulunterricht. Unter hervorragenden Männern war besonders der schon von uns genannte Sir William Johnson, Befehlshaber der englischen Truppen, der den Krieg mit den Franzosen zum Vortheil England's zu Ende brachte, ein Freund Wheelock's von Einfluß. Ihm hatte zuerst Past. Pomroy Wheelock's Plan brieflich sehr angelegentlich empfohlen und es ergab sich daraus eine interessante Correspondenz zwischen Johnson und Wheelock.*) Johnson war von Geburt ein Irländer, kam 1734 in's Gebiet der Mohawks, wurde mit ihnen vertraut, trieb Handel mit ihnen, erlernte ihre Sprache, lebte mit einer Indianertochter, Schwester des aus der Indianergeschichte New Yorks um jene Zeit wohlbekannten Joseph Brant (S. dessen Biographie von Col. Stone),

*) See Document. History of the State of N. Y., by E. B. O'Callaghan, M. D., 1851, Vol. IV, 167 ss. — Watson, Annals and Occurrences of N. Y. City and State. Philada. 1846, p. 56 ss.

Namens Molly, und sandte verschiedene Male junge Indianer in die Anstalt und unter ihnen auch diesen Joseph Brant, der später von Johnson in manchen öffentlichen Angelegenheiten verwendet wurde und noch 1774 dem Past. Stuart bei der Uebersetzung des Evangeliums St. Marci in die Mohawk-Sprache unterstützt haben soll (Docum. Hist. of N. Y., Vol. IV., 314.) Als im Juni 1763 Charles Jeffrey Smith von Long-Island die Ordination als Missionar unter den entfernteren Indianerstämmen erhielt, hielt Wheelock eine nachher in Edinburgh und auch in London im Druck ausgegebene Predigt, in welcher er eine naturwahre Schilderung des Lebens und Zustandes der Indianer gab, um auch dadurch für sie Theilnahme zu erwecken. Um das Jahr 1764 hatte seine Anstalt dreißig Schüler. Die Hälfte derselben waren Indianer. Von den übrigen Schülern suchten hier mehrere ihre Vorbereitung für den indianischen Missionsdienst. Auch waren stets tüchtige Hilfslehrer mitangestellt. Als Hausregel galt, daß jeder Schüler stets anständig gekleidet sein und zur rechten Zeit im Winter vor Sonnenaufgang, im Sommer um sechs Uhr Morgens beim Hausgottesdienst erscheinen mußte. Einer der Senioren verlas einen Abschnitt der heil. Schrift, ein Theil des Katechismus wurde vorgenommen und Fragen gestellt und erklärt. Dann folgte das Gebet. Um neun Uhr wurde der Unterricht mit Gebet begonnen und währte bis zwölf Uhr; Nachmittags von zwei bis fünf Uhr. Abendandacht fand statt vor Sonnenuntergang. Beim öffentlichen Gottesdienst am Sonntag hatten die Zöglinge in der Kirche der Gemeinde Wheelock's zu Lebanon ihre besonderen Plätze. Auch andere Stunden des Tages wurden zum Religionsunterricht benützt. Ein Paar Mal in der Woche hielt Wheelock ihnen besondere Vorträge über einzelne wichtige Gegenstände (Siehe erstes Narrative of the Rise and Progress of the School.)

In demselben Jahre 1764 ernannte auf den Wunsch Wheelocks die schottische Missions-Gesellschaft (Society in Scotland for propagating christian knowledge) durch eine Committee ihrer Directoren eine Anzahl tüchtiger Männer in Connecticut zu ihren Correspondenten und ermächtigte dieselben, zur Förderung der Bekehrung der Indianer Gaben in Empfang zu nehmen und dieselben für diesen Zweck zu verwenden. Diese Correspondenten bildeten einen Verwaltungsrath und hatten einen Präses, Schatzmeister, Schreiber und andere Beamte. Auch von andern Seiten kam mannigfache Unterstützung. Die Legislatur von Connecticut empfahl allen Gemeinden der Provinz, die Lehranstalt durch Beiträge zu fördern. Die Versammlung der Repräsentanten von Massachusetts wendete derselben ein von Sir Peter Warren, dem Oheim Sir W. Johnsons, gestiftetes Legat zur Erziehung von sechs Kindern der „Sechs Nationen zu.“ Ebenso sandten die Vertreter von New-Hampshire ein ansehnliches Geschenk. Aehnliche Zeichen warmer Theilnahme kamen von andern Orten. Namentlich auch in England lenkte der Herr, der die Herzen in seiner Hand hat, den guten Willen mancher Wohlthäter auf Wheelocks Anstalt. Der Marquis von Lothian sandte im Jahre 1762 einhundert Pfund Sterling; dieselbe Summe sandte eine Dame, deren Name nie bekannt wurde. Die Namen vieler Geber und ihre Gaben finden sich in den gedruckten Narratives. Als jener Verwaltungsrath sich zum zweiten Male am 12. März 1765 in Lebanon versammelte, erschienen vor demselben zwei Candidaten, die in der Missionsanstalt ihre Ausbildung empfangen hatten. Sie wurden nach ihrer Prüfung ordinirt und zu den Mohawks und Oneidas gesandt. Ebenfalls bestanden acht Indianerjünglinge die Prüfung und wurden mit den Missionaren als Lehrer ausgesandt. Sie bedienten sich des Englischen mit

ziemlicher Leichtigkeit und ihr ganzes Auftreten und Benehmen machte einen günstigen Eindruck und ließ Hoffnung für ihr Wirken unter ihren Volksgenossen schöpfen. Und zur rechten Zeit fanden sich auch die Mittel, sie für ihre Reise und ihre Arbeit zu equipiren. Sie standen dort unter der Aufsicht und Leitung der Missionare. Indessen vermochten doch einige derselben in die Länge nicht, den Einflüssen früherer Umgebungen dauernden Widerstand entgegenzusetzen und fielen in die wilden Sitten, in „den Wandel nach väterlicher Weise" zurück. Die Andern wirkten im Segen. Die gesammte Zahl der Kinder der Mohawks und Oneidas, die ihnen anvertraut wurden, beläuft sich auf Einhundert und sieben und zwanzig. Und sie schienen Freude am Lernen zu haben und machten Fortschritte, wie aus den Berichten der Missionare hervorgeht.

Unter den „Sechs confederirten Nationen" war das Missionswerk bisher nur an den Mohawks und Oneidas versucht worden. Nun wollte Samuel Kirkland, der seine erste Ausbildung in der Lebanon Missionsanstalt empfangen und in der Mohawksprache ziemliche Fortschritte erlangt, auch im Princeton-College, N. J., 1764 absolvirt hatte, einen Versuch unter dem wildesten und rohesten Stamm der Irokesen, unter den Senecas machen, deren Sprache jener der Mohawks ziemlich nahe steht. Noch im Jahre 1764 kam er zu den Mohawks. Mitten im Winter, im Januar 1765 brach er, mit seinem starken Körper es wagend, durch den Schnee, Sack und Pack auf dem Rücken tragend, von zwei ihm unverständlichen Senecas begleitet, auf und gelangte zu diesem Volk von Barbaren, die mit ihm keine Ausnahme machten und unter welchen er in wirklicher Gefahr des Lebens stand. Es fehlte ihm an allem Nöthigen: „Essen und Trinken, Kleider und Schuhe, Haus und Hof." Oft waren Eicheln und andere Früchte des Wal-



des seine Speise. Und doch hielt er anderthalb Jahre auf diesem verlassenen Posten aus. Auch er hatte an dem schon genannten Sir William Johnson, der auf seinem Landsitz Johnstown nicht fern vom Mohawk-Fluß wohnte, einen theilnehmenden Freund. Johnson wurde durch seine Stellung und seine Mittel eine Stütze für manche Diener des Evangeliums. So finden wir, daß ein Deutscher Pastor, Joh. Caspar Lapp, dem wir in Christ. Sauers Nachrichten aus Pennsylvanien am 1. Mai 1756 als Pastor zu Anweil, einem kleinen Ort bei Raritan und New-Germany in N. J., begegnen, der aber um 1763 in Conajoharie in N. Y. einer Gemeinde dient, sich flehend in seiner Kränklichkeit an denselben wendet und ihn bittet um „eine Flasche Branntwein und etliche Rosinen" und, da sein Haus durch und durch kalt und auch offen sei und er durchaus ohne Geld sei, auch um „ein Paar warme Teppiche, um sich einen warmen Rock für seinen kranken, kalten Leib daraus zu machen;" er wolle, sobald er könne, es erstatten. So schreibt er am 29. December 1763; und wünscht Johnson „einen guten Exodum aus dem alten und Transitum in's neue Jahr." Gewiß es ging bei Missionaren und bei vielen Pastoren jener Tage schmal genug her.—Kirkland vermochte es unter den teuflich-rohen Senecas nicht länger zu ertragen, kehrte nach Lebanon zurück, wurde 1766 im Juni ordinirt und wirkte nun viele Jahre als Missionar unter den Oneidas. Er durfte den Uebergang vom Missionar zum eigentlichen Pastor unter diesen Indianern erleben und sehen, wie sich viele derselben an ein stetiges, fleißiges, gesittetes Leben, wozu er ihnen alle mögliche Anleitung selbst gab, mit gründlicherer Annahme des christlichen Glaubens gewöhnten. Zwar der Krieg für die Unabhängigkeit der Colonien brachte auch in seine Wirksamkeit große Störung. Er that damals Dienste als Unterhändler zwischen

der neuen Regierung und den Indianern und auch als Caplan im amerikanischen Heere.

Nach dem Ende des Krieges schien aber erst unter den Indianern ein „Hunger nach dem Worte" zu erwachen und sie drängten sich zu den Gottesdiensten selbst aus weiter Ferne. Es war eine Zeit der Erweckung. Der ruhige Fortgang der guten Sache wurde um 1789 durch römisch-katholische Einflüsse und das Auftreten eines französischen Jesuiten-Missionars auf bedenkliche Weise gestört. Doch ging unter dem Eifer und der Treue Kirklands die Gefahr vorüber und er sah sich in gesegneter Arbeit in einem Kreise, der viele Meilen und eine Anzahl von Dörfern umschloß. Im Streben, die Indianer auf eine höhere Bildungsstufe zu erheben, legte er viel Gewicht auf das Unterrichtswesen und setzte die Gründung der Hamilton Oneida Akademie durch, deren Freibrief vom Jahre 1793 datirt. Es fehlte nicht an Theilnahme und Unterstützung und im Jahre 1810 wurde die Lehranstalt zum Rang eines College erhoben. Daß die Indianer höherer wissenschaftlicher Ausbildung überhaupt zugänglich sind, scheint aber auch diese Anstalt nicht bewiesen zu haben.

Wenden wir uns jetzt wieder zu Wheelock. Er durfte sehen, daß sein Unternehmen nach und nach allgemeinere Aufmerksamkeit auf sich zog, daß er in Verbindung und Correspondenz mit vielen frommen Leuten in Großbritannien kam und daß ihm auch Ermunterung durch Gaben von verschiedenen Seiten wurde. Aber die Ausgaben für die indianischen Zöglinge, für die Missionare und Lehrer, für welche alle er zu sorgen hatte, überstiegen doch seine Mittel. So kam er auf den Gedanken, den von uns schon genannten Simson Occum, den Indianer, der nun bereits als Prediger an verschiedenen Orten so viel Beifall gefunden hatte, daß Wheelock fürchtete, Eitelkeit und Hochmuth möchten ihn ver-

führen, und sagte: „Möge Gott ihn vor dem Fall gnädiglich behüten!“ nach Großbritannien zu senden und zwar in Begleitung des Pastor Nathaniel Whitaker von Norwich, Connecticut. Er handelte hierbei in Uebereinstimmung mit dem Verwaltungsrath. Die Absicht war, milde Beiträge für die Missionsanstalt zu Lebanon und für die Mission unter den Indianern zu erzielen. Den beiden Reisenden wurden die besten Empfehlungen von Seiten vieler hochangesehener Amerikaner mitgegeben.

Es läßt sich denken, daß der Indianer, der als der erste seines Volkes in der Alten Welt als Prediger auftrat, kein geringes Aufsehen erregte. Mit großem Beifall predigte er in London und in anderen bedeutenderen Städten in England und Schottland. Und die Gaben der Liebe flossen reichlich. Durch die Befürwortung des frommen und angesehenen Earl von Dartmouth kam ein Geschenk des Königs im Betrag von zweihundert Pfunden. Andere vornehme und reiche Leute folgten dem königlichen Beispiel. Es kamen in England etwa siebentausend, in Schottland zwei bis drei Tausend Pfund zusammen. Dieser Erfolg muß allerdings Occum besonders zugeschrieben werden. Er zeigte in seiner Person, was unter geschickten Händen der Lehrer und bei gutem Beispiel das Christenthum aus einem Indianer machen konnte. Dazu kam bei ihm ein gewisser, ihm wohl anstehender Ernst. Er trug die Indianerzüge stark ausgeprägt an sich. Aber würdig stand er auf der Kanzel und verfehlte nicht, Eindruck zu machen. Seine Rede floß leicht und bewegte sich gerne in Bildern. Seine Persönlichkeit trat zurück und er war vom Gegenstand, den er behandelte, ergriffen. Im Privatumgang war er gewinnend und in seiner Redeweise oft sehr kurz und überraschend bündig und treffend. Und er fand Gnade sowohl vor Bischöflichen sowohl wie Presbyterianern, so daß es ihm auch

auf dem Weg durch England und Schottland an den besten Empfehlungen hochangesehener Laien und Geistlichen keineswegs fehlte. Mit jenem Earl von Dartmouth bildeten nun einige vornehme Herren in und bei London einen Verwaltungsrath für die zum Gebrauch für Dr. Wheelock—die Universität von Edinburgh gab ihm jetzt den Titel eines Doctors der Gottesgelehrtheit — eingegangenen Summen Geldes. In Nordbritannien verwaltete die schottische Missionsgesellschaft die dort eingehenden Summen. Fügen wir bei, daß Simson Occum, von der Reise heimgekehrt, fortfuhr, für die Mission unter den Indianern thätig zu sein. Endlich zog er im Jahre 1786 nach Brotherton, nahe bei Utica, N. Y., wo Oneidas und Fragmente anderer Indianerstämme sich brüderlich als eine christliche Gemeinde angesiedelt hatten. Und dorthin waren ihm auch manche Mohikan- und Montauk-Indianer nachgezogen. Als er im Juli 1792 im Alter von 67 Jahren starb, begleiteten mehr als 300 Indianer die entseelte Hülle zur letzten Ruhestätte. Für ihn hatte in seinen alten Tagen die Freigebigkeit des christlich-gesinnten, edeln John Thornton von Clapham bei London hinreichend gesorgt. Eine von ihm bei der Hinrichtung eines Moses Paul am 2. Sept. 1772 gehaltene Predigt ist im Druck erschienen. Noch sind viele seiner Briefe vorhanden. Er steht aber da als eine ziemlich vereinzelte Erscheinung aus dem Indianervolke.

Wheelock sah sich nun in der Lage, seinen Plan in größerem Maaße durchzuführen. Die Anstalt zu Lebanon konnte das den Schülern nicht bieten, was zu rechter Ausbildung besonders für's Predigtamt nöthig schien. Manche Schüler waren darum von dort hinweg an andere Lehranstalten gezogen. Auch befand sich in Connecticut bereits das ansehnliche, schon im Jahre 1700 gegründete Yale-College. Anderswo war vielleicht Land zu

bekommen, welches der Lehranstalt zum Vortheil sich nach und nach verwerthen ließ und man wäre dem Indianergebiete und den Missionaren lieber näher gerückt.

So reifte denn der Entschluß, die Anstalt von Lebanon hinweg zu verlegen und fortan mit ihr ein College zu verbinden, in welchem junge Männer den ganzen Cursus höherer Ausbildung vollenden könnten. Nicht so leicht war die Frage zu entscheiden, welche Lokalität man für diesen Zweck auszuwählen habe. Eine Zeit lang dachte man sogar an den fernen Westen und das Gebiet des Mississippi, wo ein englischer General Lyman wegen seiner Verdienste im Krieg gegen die Franzosen eine bedeutende Landdotation erwartete. Sein Tod machte diesem Plan ein Ende. Governor Francis Barnard von Massachusetts bot in Verbindung mit ein Paar anderen Herrn ein großes Landstück in Berkshire-County an. Die Einwohner des uns aus der Geschichte Brainerd's bekannten Stockbridge und anderer umliegender Städte wollten achthundert Pfund beitragen, wenn man ihre Lokalität wähle. Aber die Stadt Albany bot dagegen zweitausend dreihundert Pfund. Indessen kam das beste Anerbieten aus dem westlichen New-Hampshire und dem Gebiet des Connecticut-Flusses. Dort bot Governor John Wentworth in dem Stadtgebiet Hannover fünfhundert Acker Landes an, auch noch dazu ein anderes Gebiet von 24,000 Acker mit dem Freibrief für ein neu zu begründendes Stadtgebiet und dazu seine persönliche Vermittlung bei der englischen Regierung, um das Recht der Errichtung eines Colleges zu erlangen. Es lag Wentworth damals viel daran, jene westlichen Landstriche durch Ansiedelung zu cultiviren. (Docum. Hist. of N. Y., IV., 208.)

Für letzteres Anerbieten entschieden sich nun auch der Earl von Dartmouth und andere Freunde und Vertrauensmänner in Eng-

land. Sofort wurde im Jahre 1769 der Freibrief für Errichtung des Collegiums bewilligt mit sämmtlichen Rechten und Privilegien solcher Anstalten im britischen Reich. Wheelock wurde ernannt als Präsident. Ebenso wurde ein Freibrief gestattet für die Gründung des neuen Stadtgebiets, Cardiff, mit 24,000 Ackern Landes, etwas östlich vom Connecticut-Fluß, vierzig Meilen nördlich von Hannover. Dieser Besitz mußte wegen des Rechtsanspruches anderer Personen, als früherer Besitzer, wieder aufgegeben werden. Auch von verschiedenen anderen Seiten flossen der Anstalt Mittel und andere Vortheile zu. Es fanden sich noch besondere Geschenke an Land für die Missionsanstalt, andere für das College. Letzteres wurde in dankbarer Anerkennung warmer, thätiger Theilnahme nach dem Earl von Dartmouth benannt und blüht heute noch.

Im Frühjahr 1770 bereiste Dr. Wheelock mit ein Paar Begleitern das westliche New-Hampshire, in einer Tour von acht Wochen, aufwärts am Connecticut-Fluß und weithinein in's Land seitwärts von seinen Ufern. Schließlich wurde Hannover als die am meisten zusagende Lage erwählt und dorthin galt es jetzt die Anstalt zu verlegen. Wheelock's Verbindung mit seiner Gemeinde zu Lebanon hatte dreißig Jahre gewährt. Beiden Theilen wurde die Trennung schwer. Er selbst war jetzt einundsechzig Jahre alt und sollte noch die ganze Last eines neuen und arbeitsvollen Unternehmens tragen. Von seiner alten Gemeinde zogen einige Glieder ihm nach, um ihm auch ferner nahe zu sein. Es galt, einen Umzug von einhundert und siebenzig Meilen und die Ansiedelung in einem Gebiet, welches dem Zustand der Wildniß erst zu entreißen war. Vom Vater und Schwiegervater her befand sich Wheelock mit seiner Familie in einer gewissen ökonomischen Unabhängigkeit. Aber die Mühewaltung, die er auf sich

nahm, war bei ihm Liebe zur Sache. Um jene Zeit kamen zwei Oneidas und nahmen die Söhne ihres Stammes aus der Anstalt zu Lebanon hinweg, weil sie in ihrem Aberglauben aus verschiedenen Zeichen meinten schließen zu müssen, daß zwischen den Indianern und Engländern Krieg im Anzug sei. Der daraus entsprossenden Verstimmung begegnete Wheelock mit der Einsicht, daß ihm dadurch für den Augenblick mehr Freiheit des Handelns und Erleichterung des Umzugs geboten war. Im August 1770 begann der letztere. Wheelock zog voraus, um an Ort und Stelle die nöthigsten Vorkehrungen zu treffen. Die Uebrigen gab er in die Fürsorge seines tüchtigen Gehülfen Woodward. Die Zöglinge machten den weiten Weg zu Fuß. Ein Theil der Familie fuhr, so gut es bei der Natur damaliger Wege ging, in einem Fuhrwerk, das ein Geschenk eines Freundes zu London war. Die Straßen waren großentheils höchst rauh und unfertig und man kam nur unter manchen Schwierigkeiten vorwärts. Endlich gelangten sie an Ort und Stelle. Da lag vor dem Auge eine weite Ebene, überschattet von hohen Fichten. Kein Unterkommen fand sich hier außer ein Paar Hütten, aus rohen Balken zur Noth gezimmert. Auf jener Seite des Flusses war auf zwei Meilen Entfernung kein Haus zu finden. Manchem wäre wohl unter solchen Umständen der Muth gesunken, nicht aber dem glaubensstarken Wheelock. Frisch ging er an's Werk, gab die Stellen an, wo zu bauen war, zeichnete einfache Pläne für die Wohnungen, ermunterte Alle zu rüstiger Arbeitsamkeit und in Kurzem waren die für die siebenzig Seelen, die er um sich hatte, nöthigen Häuser von behauenen Stämmen errichtet. Auch der Bau des Colleges wurde sofort in Angriff genommen; er betrug achtzig Fuß in der Länge, zweiunddreißig in der Tiefe und war zwei Stockwerke hoch und kam wenigstens theilweise noch in jenem Jahre unter Dach.

Natürlich war dies Gebäude, von frischem Holz errichtet, kein Haus auf lange Dauer. Indessen ging es, da die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt war, in den folgenden kalten Monaten nicht ohne Ungemach ab. Auch das Graben eines Brunnens machte unerwartete Mühe. An einem in einiger Entfernung dahinrauschenden Bache wurde eine Mahl- und Säge-Mühle angelegt, mißlang aber zunächst in der Construktion. Man mußte für die unabweislichen Bedürfnisse des Haushalts in weite Ferne senden. Unter diesen Umständen hatte man sich besonders in der Winterzeit, wo die Wege verschneit waren, mit der rauhesten Kost zu begnügen. Bei der Arbeit half mit, wer irgend konnte. Vor Allem galt es auch, obwohl schon zuvor ein Anfang hierin war gemacht worden, auf mehreren Äckern Landes die hohen Fichten zu fällen. Eine von diesen wurde gemessen und war zweihundert und siebenzig Fuß hoch und sie hatte viele nicht minder stattliche Schwestern. Da gab es Arbeit genug. Dazu lag der Schnee vier bis fünf Monate an vier Fuß tief. War nun draußen nichts zu leisten, so wurde im Hause fleißig Unterricht ertheilt und gelernt. Wheelock dachte an die Prophetenschule, welche einst Elisa in der Wildniß am Jordan errichtete (2. Kön. 6, 1—7.) Und zugleich wachte er sorgfältig über den christlichen Zustand und den Bedürfnissen seiner Umgebung. Fleißig wurde Gottesdienst und tägliche Andacht gehalten, an besonders milden Tagen selbst unter freiem Himmel und der sonst stille Wald wiederhallte von Gebet und Gesang. Sobald die Witterung es erlaubte, wurde möglichst viel Land bebaut und besäet, um dem College und seinen Bewohnern nutzbar zu werden. Es ist etwas Romantisches in diesem ersten und schweren Beginnen von Dartmouth-College und diesem Zug hat ein damaliger Student desselben, Levi Frisbin, der später als Pastor in Ipswich stand, in einem noch vorhandenen Gedicht aus jener Zeit poetischen Ausdruck gegeben.

Im August 1771 vollendete die junge Lehranstalt ihr erstes akademisches Jahr und entließ bei dieser Gelegenheit vier junge Männer mit vollen Ehren. Dabei war der Gouverneur des Staates, J. Wentworth, mit angesehenen Bürgern von Portsmouth und anderen Städten anwesend. Zwischen 1771 und 1774 befanden sich im College zwölf junge englische Amerikaner und sechs junge Indianer. Die Zinsen des gesammelten Kapitals kamen ihnen zu gut. Jene Englischen hatten aber zu versprechen, daß sie die auf ihre Ausbildung verwendeten Summen zurückerstatten werden, im Falle sie später nicht als Missionare unter den Indianern dienen würden. Im Ganzen fanden sich während jener Periode fünfzehn junge englische Missionare, die ihre Erziehung dem College verdankten und als Prediger des Evangeliums licensirt oder ordinirt waren. Auch wurden sechs Indianer befähigt erklärt, als Schullehrer unter ihren Volksgenossen zu wirken. Leider aber äußerte die später in Krieg ausbrechende Spannung zwischen England und den Colonialprovinzen ihre schlimme Wirkung auf das Werk des Evangeliums unter den Indianerstämmen. Bald genug wurden diese mit den existirenden politischen Wirren bekannt. Bei Vielen wurde die alte kriegerische Lust wieder wach und ein Theil nahm entschieden Partei für England. Man sandte Missionare zu ihnen. Aber alle Stämme, mit Ausnahme der Oneidas, trieben die Missionare fort. Es kamen genug Fälle von Räubereien und Plünderungen durch Indianer an den Grenzen vor. Zehn Jahre lang konnte sich kein Sendbote des Evangeliums ohne Lebensgefahr im Indianergebiet sehen lassen. Daß die Oneidas hierin eine rühmliche Ausnahme machten, mag dem bereits tiefergehenden Einfluß der Arbeit der Missionare und besonders Sam. Kirkland's zugeschrieben werden. Mann kann sich denken, daß Dr. Wheelock

von diesen Verhältnissen höchst schmerzlich betroffen wurde. Am wehesten that ihm, daß sogar mehrere der von ihm erzogenen Indianer ihre Hände mit Raub und Blutvergießen befleckten und sich zu den Feinden der amerikanischen Unabhängigkeit schlugen. Ueberhaupt hatte sich ihm in seiner langen Wirksamkeit und Erfahrung als Lehrer und Erzieher die Ueberzeugung festgesetzt, daß die jungen, christlich belehrten und überhaupt schulmäßig unterrichteten Indianer unter ihren Volksgenossen etwa als Schullehrer und Dolmetscher, nur in einzelnen seltenen Fällen als Prediger des Evangeliums zu gebrauchen seien. Und allerdings haben einige derselben im Missionsdienst sich nützlich erwiesen. Aber eine mehr sitzende, studirende Lebensweise schien den Indianern überhaupt schädlich zu sein und alle jene Männer, die Gutes verhießen und schon zu leisten begannen, sind mit Ausnahme Occum's frühe gestorben.

Natürlich fand sich Dr. Wheelock unter jenen stürmischen Zeiten veranlaßt, seine Hauptaufmerksamkeit dem College, welches neben der Missionsanstalt seine völlig gesonderte Stellung einnahm, zuzuwenden, obwohl er die Missionssache darum keineswegs vergaß. Daß er Arbeitlslast genug auf sich hatte, ergibt sich genügend aus einem im Jahre 1773 publizirten Narrative, wo er sagt: „Die Zahl meiner Arbeitsleute war während der letzten sechs Monate durchschnittlich dreißig bis vierzig, außer denen, die bei den Mühlen, in der Küche und im Haus angestellt waren. Die Zahl meiner Studenten, solche die von uns aus zu unterhalten waren und andere, belief sich im letzten Jahre auf etwa achtzig und somit hatte ich eine ziemlich zahlreiche Familie um mich; aber durch Gottes besondere Gnade lebten wir alle im Frieden, die Studenten waren fleißig und ordentlich und meine Arbeitsleute erwiesen sich treu.“ Schon im Jahr 1775 betrug die Ernte auf

dem um das College her cultivirten Lande trotz außerordentlicher Dürre des Jahres achthundert Bushel Getreide. Aber gerade mit diesem Jahr brach erst die Kriegsnoth mit ihren störenden Folgen auch über Dartmouth-College und die Missionsanstalt herein. Der Verkehr mit England hörte völlig auf. Aus den eigenen Mitteln konnten beide Anstalten sich nicht erhalten. Milde Beiträge kamen wohl noch von einzelnen Wenigen. Der Krieg aber nahm alle irgend vorhandenen Mittel des Landes in Anspruch. Noch war eine Anzahl von junger Indianern in der Anstalt. Es mußte als eine göttliche Fügung gelten, daß die Angehörigen derselben, die meistens aus Canada stammten, von den dort so einflußreichen römisch-katholischen Missionaren veranlaßt wurden, ihre Söhne nach Hause zu rufen. In den Jahren 1776 und 1777 tönte der Kriegslärm um Lake Champlain und nur sechzig Meilen vom College. Noth und Schrecken verbreiteten sich nach allen Seiten. Natürlich hatten auch Dartmouth-College und Moor's Schule schwer darunter zu leiden. Wheelock aber ließ sich in seinem Glauben und seiner Hoffnung nicht erschüttern. Und auch in den dunkelsten Tagen ist ihm manche, damals kaum zu erwartende Ermunterung geworden. Namentlich fand er sich in dem Plane, das College in einem passenden Gebäude unterzubringen, auf erfreuliche Weise unterstützt. Bereits waren an 14,000 Dollars zu diesem Zweck von Gönnern unterzeichnet. Aber er sollte weder diese Arbeit vollenden, noch das Ende des Krieges erleben. Für den glücklichen Fortgang des Unternehmens war aber schon in der Lage des Colleges in weiter, fruchtbarer, immer mehr sich bevölkernder Gegend eine Bürgschaft gegeben, wenn nur erst einmal der Friede wiederkehrte.

Wir wundern uns nicht, daß die nie aufhörende Sorge und Arbeit, verbunden mit manchen schmerzvollen Erfahrungen, nach

und nach die Kräfte des im Alter schon vorgerückten Mannes verzehrten. Zudem war Wheelock in den letzten vier Jahren seines Lebens mit Asthma geplagt. Aber er hörte nicht auf zu wirken, bis auch die letzte Kraft aufgezehrt war. Noch fügen wir bei, daß er in den Stand der Ehe getreten war 1735 mit Sarah, der Wittwe von Col. W. Maltby, die aus einer Predigerfamilie stammte und ihm bei ihrem Tode drei Kinder hinterließ. Sie starb 1746. Die zweite Ehe schloß er mit Marie Brinsmaid aus Milford, Conn. Von ihr hatte er fünf Kinder, darunter John, seinen Nachfolger im Amt am College. Am sechsten Januar 1777 erlitt er einen schweren Krankheitsanfall, der große Schwäche zurückließ. Hie und da schien Besserung einzutreten. Aber mit dem Monat April stellte sich wieder große Schwäche ein und am 24. Tage des Monats, nachdem er noch über ernste Dinge und besonders die Hoffnung des ewigen Lebens gesprochen, kam seine mühevolle, aber auch mit viel Segen begleitete Arbeit und Pilgerschaft zum seligen Ziele. Er durfte der Hoffnung leben, daß sein Sohn, der unter jenen Vieren war, die am Ende des ersten akademischen Jahres mit Ehren entlassen wurden, John Wheelock, das Werk in des Vaters Sinn fortsetzen werde. Und diese Hoffnung ist nicht unerfüllt worden. Unter diesem Sohne, dem zweiten Präsidenten von Dartmouth-College, ist diese Bildungsanstalt zu erfreulicher Blüthe gekommen und erfüllt auch heute noch ihre Aufgabe.

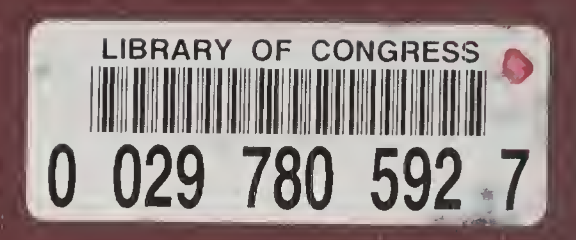
Eleasar Wheelock's irdische Hülle wurde am 26. April zur Ruhestätte getragen. Pastor Burroughs, aus dem benachbarten Städtchen Hannover, hielt die Beerdigungsrede über Hiob 14, 14: „Meinest du, ein todter Mensch werde wieder leben? Ich harre täglich, dieweil ich streite, bis daß meine Veränderung komme.“ Später aber kam der alte und treubewährte Freund,

der ehrwürdige Doctor Pomroy, von Hebron in Connecticut, mit welchem Wheelock seit so vielen Jahren bis an's Ende in herzlichster Liebe verbunden gewesen und der jetzt auch schon vom Alter gebeugt und beinahe blind war, noch den Weg von einhundert und siebenzig Meilen zum Besuch bei der in Trauer versetzten Familie und hielt im Betsaal des Colleges seinem heimgegangenen Freund eine Gedächtnißrede über Ps. 45, 16: „Man führt sie mit Freuden und Wonne und gehen in des Königs Palast."

Noch sei bemerkt, daß Dr. Wheelock in den vielen finanziellen Angelegenheiten, in welchen er die Verantwortung auf sich hatte, mit derselben Pünktlichkeit verfuhr, wie in anderen Dingen. Ueber Empfang und Ausgaben von Geldern, die durch seine Hände gingen, legte er stets vor den dazu bestimmten Personen die genaueste Rechnung öffentlich ab. Nach seinem Abgang von seiner Gemeinde zu Lebanon nahm er für alle seine Mühewaltung an dem College und der Missionsanstalt durchaus keine Geldbesoldung an, sondern nur noch die für seine Familie nöthigen Lebensmittel. Ihm war es ein Ernst damit, in seinem Leben so viel Gutes zu thun, als er möglich thun konnte. Und kamen ihm auch bei seinem herzlichen Eifer um die heidnischen Indianer und ihre Bekehrung große Hindernisse in den Weg, und entsprach der Erfolg auch keineswegs den gehegten Erwartungen, so ist doch kein Zweifel, daß Dr. Wheelock auch nach dieser Seite hin viel Gutes erzielt hat und daß eine erfreuliche Nachwirkung davon auf viele Jahrzehnte hinaus an einzelnen Punkten wahrnehmbar blieb. Gott der Herr richtet aber nicht nach dem Erfolg, sondern sein Auge sieht darauf, ob seine Diener treu erfunden werden.






LIBRARY OF CONGRESS
0 029 780 592 7